

KAPITÄN THIE

Mit Hans Hass im Ägäischen Meer



KAPITÄN THIE

Mit Hans Hass
im Ägäischen Meer

Der Kapitän des Expeditionsschiffes erzählt

IM BERTELSMANN-LESERING

Umschlagbild nach einer Fotomontage des Verfassers

Die Insel der Abenteuer

von H. Sotiros

Lizenzausgabe für den Bertelsmann-Lesering

mit Genehmigung des Georg Lentz Verlages . Berlin-Dahlem

Die Fotos wurden sämtlich vom Verfasser zur Verfügung gestellt

Druck: W. Büxenstein GmbH, Berlin SW 61

Klischees: Meisenbach Riffarth & Co A. G.

INHALT

Tigerhai im Planetarium	7
Eine Menge Gepäck	15
Feuer im Schiff	23
Kurs Chalkis	30
Polypen	38
Das Wrack an der Trikeri-Sperre	45
Dynamitfischer	51
Eine Insel der Abenteuer	57
Mon. H. Sotiros	65
Kapitän Thie verschollen	73
Haie! Haie! Haie!	80
Rückkehr	86

Tigerhai im Planetarium

Achtung! Hai!' zerrissen in diesem Augenblick Jörgs und Alfreds Schreie die Stille. Ich bekam einen gehörigen Stoß in die Hüfte. Lachend wollte ich sagen, daß alles noch einmal gut gegangen sei. Aber die schreckensbleichen Gesichter der beiden rieten mir, doch schnell an die Oberfläche zu schwimmen. Sie berichteten mir, immer noch fassungslos, wie zwei riesige Tigerhaie mich angegriffen hatten. Um ein Haar wäre mein linkes Bein im Rachen des einen verschwunden."

Das Licht ging an. Die Abbildung eines Tigerhais verschwand von der Projektionsfläche im Planetarium. Der Vortrag war beendet.

Wieso Planetarium? werdet ihr fragen. Und was soll das Lichtbild von einem Tigerhai? – Das ist ein langes Garn. Es begann so:

Man schrieb das Jahr 1942. Wir hatten Krieg. In Piräus, dem Hafen von Athen, gab es einen Segler, der als Minen-

sucher in den Gewässern Griechenlands eingesetzt war. Dieser Segler war die frühere Jacht „Universitas“ des österreichischen Seglerverbandes. Ich war damals Kommandant dieses in der Ägäis eingesetzten Schiffes.

Eines Tages rief man mich in die Befehlsstelle des Seekommandanten Ägäis und drückte mir einen Urlaubsschein und ein paar Flugkarten in die Hand. Da war der Seesack schnell gepackt. Als ich über die Laufplanke an Land eilte, stellte sich mir ein alter Inder in den Weg. Er flüsterte mir die in Griechenland damals wohl am meisten ausgesprochene Frage zu: „Echete oligo psomi?“ – Haben Sie ein Stück Brot?

Da setzte ich den Seesack noch einmal auf die Planken und erleichterte ihn um einen ordentlichen Kanten Schiffszwieback. Der Inder griff danach, starrte mich mit seinen glühenden Augen an, machte eine segnende Gebärde mit der freien Hand und sagte: „Die Hand Tachainos liegt über dir. Was du dir wünschst, geht in Erfüllung!“

Damit verschwand er.

Nun, ich wünschte mir im Augenblick nichts weiter, als ein wenig in Urlaub zu fahren, und dieser Wunsch war wirklich auf dem besten Wege, in Erfüllung zu gehen. Den Urlaubsschein hatte ich ja in der Tasche.

Die Schnellbahn, die Piräus mit Athen verbindet, und die in dem Teil, wo sie unterirdisch verläuft, der Berliner U-Bahn so lächerlich ähnlich sieht, daß man jeden Augen-

blick meint, es müsse jemand „Wittenbergplatz“ ausrufen, brachte mich schnell in die Stadt. Von dort ist man rasch auf dem Flugplatz. Bald kletterte die gute alte Ju über die Berge Attikas und nahm Kurs auf Italien. In Brindisi erreichte ich das Anschlußflugzeug nach Berlin.

Was macht ein Seemann, wenn er Urlaub hat und in eine große Stadt kommt? Er sieht sich erst einmal um, was so alles los ist, was es für Filme gibt, von denen man ein paar tausend Kilometer weiter im Süden noch nicht gehört hat und was sonst noch Neues geschieht.

In der Nähe des Berliner Zoo stand damals noch das Planetarium, das leider später durch Bomben zerstört wurde. In diesem kuppelartigen Bau wurde mittels eines sinnreichen optischen Apparates der Berliner Sternenhimmel an die gewölbte Decke projiziert, so daß täuschend der Eindruck entstand, als sähe man wirklich in den Nachthimmel. Hier wurden wissenschaftliche Vorträge gehalten. An diesem Tage sprach – Hans Hass.

Kurz vor Ausbruch des Krieges hatte Hass eine Expedition in die Karibische See unternommen. Sein Buch „Unter Korallen und Haien“ beschreibt dieses Unternehmen, das fast einen bösen Ausgang genommen hätte, weil der Krieg die kühnen Forscher bei ihrer Arbeit überraschte. Immerhin gelang es Hass und seinen Getreuen, nach Deutschland zurückzukehren, nicht ohne eine ungeheure Ausbeute an Material, das damals, als die Unterwasser-Forschung noch

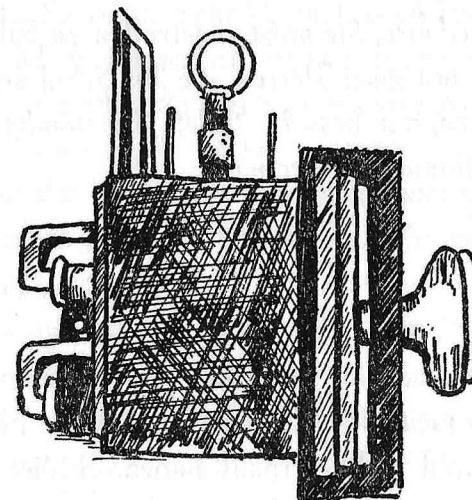
in den Kinderschuhen steckte, geradezu sensationell wirkte. Wohl hatten Picard und andere Aufnahmen unter Wasser gemacht, um diese unbekannte und unheimliche Welt zu erforschen. Vor Hass hatte jedoch keiner wie ein Fisch unter Fischen gelebt, diese Welt gefilmt und ihre einzigartige Schönheit dem Laien verständlich zu machen versucht.

Ein Plakat sagte, daß Hass über die Expedition in die Karibische See sprechen würde. Als Junge malt sich wohl jeder einmal aus, wie wunderbar es sein müßte, an einer Expedition teilzunehmen – zu forschen. Das ist ein Wunsch, der manchen sein Leben lang nicht losläßt. Kein Wunder, daß ich mir eine Eintrittskarte kaufte, den Seesack in die Garderobe stellte und mit den anderen Zuschauern anderthalb Stunden lang in der lockenden Ferne der Karibischen See weilte.

Als der Vortrag beendet war, fand ich es nicht nur verlockend, eine Forschungsfahrt mitzumachen. Ich wußte auf einmal wieder, daß dies mein sehnlichster Wunsch war. All die aufregenden Feindfahrten, die ich hinter mir hatte, verblaßten auf einmal neben der Vorstellung, an Deck eines Forschungsschiffes zu stehen und auszulaufen zu friedlicher und doch von Abenteuern erfüllter Arbeit.

Wie aber sollte dieser Wunsch in Erfüllung gehen? Schließlich steckte ich im südlichsten Zipfel Griechenlands, ein gutes Stück von der Stelle entfernt, wo Hass seine neuen Pläne schmiedete.

Immerhin beschloß ich, Hass einmal „guten Tag“ zu sagen und ihm von meinem Schiff zu erzählen. Die Hand Tachainos, die der Inder erwähnt hatte, schien jedoch an diesem Tag nicht über mir zu liegen. Dieser kleine Wunsch ging nur so weit in Erfüllung, als ich Hass zwar flüchtig be-



UNTERWASSER-KAMERA

grüßen konnte, diese Begrüßung jedoch kaum in sein Gedächtnis eindrang, da er gerade im Gespräch mit einem anderen Herrn war.

So schien mein Wunsch ein Traumbild zu bleiben. Nach ein paar Wochen meldete ich mich bei Admiral Lange, dem Kommandanten Ägäis, zurück. Der Dienst ging weiter.

Eines Tages, als ich in Piräus gewesen war und an Bord zurückkam, fand ich in meiner Kajüte eine Visitenkarte des Korvettenkapitäns Ritter Cavallar von Grabensprung. Auf der Rückseite stand zu lesen:

Lieber Thie,

ich bedaure, Sie nicht angetroffen zu haben.

War mit zwei Herren, die Ihr Schiff sehen wollten, zu Besuch. Telef. Verständigung funktionierte leider nicht.

Beste Grüße

Ihr Cavallar.

Ich drehte die Karte hin und her. „Hm“, brummte ich. Wer weiß, wer da mein Schiff hatte sehen wollen. Na, allzuviel würde ich wohl nicht verpaßt haben. Schließlich kamen immer mal irgendwelche Herren aus dem Reich, die sich gern ein Schiff ansahen, wenn ihr Weg sie in den Hafen führte. Mein kroatischer Bootsmann Ante meldete mir, daß sich die Besucher schnell wieder entfernt hätten.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als die Herren am nächsten Tage wiederkamen? Ich traute meinen Augen nicht. Es war Hans Hass mit seinen Begleitern.

Korvettenkapitän Ritter Cavallar steuerte schnell auf mich zu. „Sie wollen unbedingt Ihr Schiff, Thie“, sagte er

lachend. „Dr. Hass will in der Ägäis filmen, und dazu braucht er ausgerechnet unseren seetüchtigsten Kahn.“

Hass lachte. Ich sagte: „Erinnern Sie sich? Wir haben uns vor ein paar Wochen im Berliner Planetarium getroffen.“ Das war Hass wirklich längst entfallen. Ich freute mich trotzdem, daß eine gütige Fügung uns wieder zusammengeführt hatte. So sollte mein Wunsch doch noch in Erfüllung gehen. Als Kommandant dieses wundervollen Schiffes würde ich die Forscher zu den Stätten ihrer Arbeit bringen können.

Wirklich war die „Ostmark“ – so hatte man die „Universitas“ inzwischen getauft – ein ideales Fahrzeug für einen solchen Zweck. Etwa fünfunddreißig Meter lang, ganz aus Teakholz gebaut, war sie später mit Eisen beplattet, weil sie in die Antarktis laufen sollte. Wir besaßen zwar nicht die früheren Papiere des Schiffes, die uns darüber aufgeklärt hätten, ob dieser Plan ausgeführt worden war, doch bewiesen uns die deutlichen Spuren, die das Eis an den Wänden hinterlassen hatte, daß die „Ostmark“ diese weite Reise mit Erfolg bestanden hatte. Inzwischen hatten wir das Schiff mit einem 700-PS-Sechszylinder-Deutz-Dieselmotor ausgerüstet. Mit der Besegelung von Großsegel, Schonersegel, Focksegel und vier Klüvern machte es dreizehn Seemeilen. Für Passagierfahrten hatten die früheren Besitzer bequeme Kabinen eingebaut. Aus dem alten Rahsegler war so ein schneller, beweglicher Zweimastschoner geworden.

Der Seekommandant und Hans Hass wurden sich schließlich einig. Ich bekam den Befehl, die Expeditionsteilnehmer durch den Golf von Euböa und den Trikeri-Kanal zu den nördlichen Sporaden zu bringen, einer Reihe von Inseln, die sich von Griechenlands Ostküste in weitem Bogen in das Ägäische Meer erstreckt. Auf dieser Fahrt sollte der Film „Wunderwelt der Ägäis“ entstehen.

Mitten im Krieg, an einer der verlassendsten Stellen Europas, war ein kleines Wunder geschehen: der liebe Gott hatte mit seinem Zeigefinger ausgerechnet auf mich getippt. Ich mußte an den alten Inder denken. Die Hand Tachainos lag über mir. Mein Wunsch war in Erfüllung gegangen.

Eine Menge Gepäck

Im Jahre 1941 war in Piräus während eines Bombenangriffs ein Nitroglycerin-Schiff in die Luft geflogen. Die Explosion hatte eine ziemliche Verwüstung angerichtet, deren Spuren man hier und dort noch sah. Die Bewohner der Hafenstadt hatten damals zum Beispiel einen Dampfer mitsamt seiner Tabakladung mitten auf der Straße gefunden.

Auch in dem Gebäude, das unser Proviantamt beherbergte, gab es noch vermauerte Fenster. Man unternahm nicht viel, dies zu ändern. Durch Fensteröffnungen, die vermauert waren, konnten wenigstens keine Diebe einsteigen.

Trotzdem verschwanden unter den Augen des Proviantmeisters und seiner Helfer immer wieder Vorräte, von denen sich der wachsame „Verpflegungsminister“ gar nicht erklären konnte, wo sie blieben. Er wußte nicht, daß es damals ein Sport der Schiffsbesatzungen untereinander war, Werten abzuschließen, ob sie die „Klupsbacke von schieläugigem Proviantmeister“, wie sie den Guten nicht ganz nett

bezeichneten, betrügen könnten. Es war bekannt, daß einem die „Klupsbacke“ recht schnell auf die Schliche kam. Aber auch mir gelang es einmal, ihn zu „beschummeln“. Es war, als wir den Proviant für unsere Expedition an Bord nahmen. Mit ein paar meiner kroatischen Matrosen zog ich los. Zwischen uns hatten wir eine große Segeltuchplane, die als einfache und sinnreiche Verpackung dienen sollte. Obgleich es sehr warm war, hatte ich einen Mantel angezogen. Das hatte seinen guten Grund.

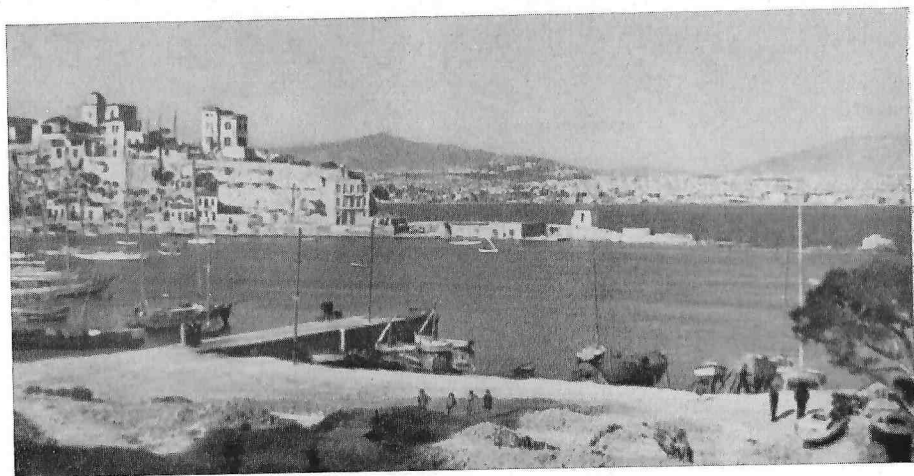
Der Proviantmeister thronte hinter dem riesigen Ausgabetisch wie ein Buddha im Schaufenster eines Antiquitäten-geschäftes. Unsere Proviantliste nahm er entgegen wie ein König die Bittschrift seiner Untertanen. Er las: Speck so- und so viel, Bohnen, Eier, Marmelade, Südfrüchte, Gemüse. Die Proviantamt-knechte eilten, die „Klupsbacke“ zählte auf. Als er sich einmal kurz umdrehte, setzte ich mich – schwupp – auf den Marmeladeneimer. Als er sich ein zweites Mal umdrehte, schlug ich – wieder schwupp – die Plane ein wenig um. Der Speck war verschwunden.

Die „Klupsbacke“ guckte groß, als ich sagte: „Bitte, Marmelade und Speck fehlen noch.“

Meine Matrosen grinsten heimlich, aber sie sagten kein Wort. Auch die „Klupsbacke“ sagte nichts. Aber an seiner süßsauren Miene war zu sehen, daß er uns nicht traute. Platsch! warf er noch einmal Speck auf die Plane. Ein zweiter Eimer Marmelade kam hinterher.



Der Verfasser



Chalkis



Dr. Hass und Mitarbeiter



Am Hafen

„Kommen Sie doch mal an Bord“, sagte ich scheinheilig.
„Wir machen ein paar nette Fotos von Ihnen.“

Das war nämlich die schwache Seite der „Freßbeamten“. Wenn sie in Urlaub fuhren, bewiesen sie ihren Bräuten oder Frauen daheim gern an Hand solcher Fotos, daß sie schmucke Seeleute auf einem „richtigen“ Schiff seien und nicht bloß Stubenhocker, die Windstärke 9 höchstens vom Hörensagen kannten.

Die „Klupsbacke“ aber sah mich böse an und sagte kein Wort, während ich in Deckung meiner Matrosen, den Eimer Marmelade unter dem Arm, vorsichtig zum Ausgang balancierte.

Die Wette war gewonnen.

Als wir zum Schiff zurückkehrten, dachte ich, daß ich inzwischen Kapitän eines Küstenfrachters geworden sei. Meine Matrosen standen hilflos zwischen einem Berg von Kisten, Koffern und Paketen, die sich auf dem Deck und an Land türmten. So ging es jetzt ein paar Tage lang. Erstaunlich, was so eine Expedition an Ausrüstung brauchte. Da waren nicht nur Kameras, Stative, Taucherhelme, Schwimmflossen, Badekappen und das persönliche Gepäck. Nein, hinterher kamen ein ganzes Büro mit Schreibmaschinen, Papier, Tagebüchern, Karteien und Kladden, eine Bibliothek und ein vollständiges Labor, ferner Harpunen, Angelgeräte und Netze, vom Planktonnetz bis zum mittleren Schleppnetz.

Von den Herren der Expedition geleitet, die das Einladen sorgfältig überwachten, trugen meine Leute die Kisten und Kästen hin und her, bis sie ihren endgültigen Platz unter Deck oder mittschiffs gefunden hatten. Es stellte sich plötzlich heraus, daß die zwölf Kabinen der „Ostmark“ kaum ausreichten.

Der auffallendste Mitarbeiter Hass' war wohl Alois Hochhauser, den er nie anders als als „mein treuer Xenophon“ nannte. Er und noch ein anderer Assistent arbeiteten zum erstenmal mit Hans Hass zusammen. Die beiden anderen Begleiter waren alterprobt Kameraden: Jörg Böhler und Alfred von Wurzian, von Hass auch in seinen Büchern nie anders als einfach „Alfred“ und „Jörg“ genannt, hatten ihn schon bei der Expedition in die Karibische See und während der ersten Forschungsreise an die Adria begleitet.

Ziel der neuen Expedition war es nicht nur, die Unterwasserwelt der Ägäis zu erforschen, sondern auch, wie ich schon erwähnte, den Film „Wunderwelt der Ägäis“ herzustellen. Es sollte der erste abendfüllende Unterwasserfilm werden, den Hans Hass drehte. Es gab damals schon solche Filme. Die Amerikaner hatten sie produziert. Meist handelte es sich um gestellte Aufnahmen. Einen großen Teil dieser Filme drehte man einfach vor den Scheiben eines Aquariums. Hass' besonderer Stolz war, daß es sich bei ihm durchweg um Originalaufnahmen handelte. Auch die Unterwasseraufnahmen des geplanten Ägäisfilms, der

jetzt entstehen sollte, würden Originalaufnahmen sein. Das schwierigste Problem bei Unterwasseraufnahmen ist, eine Hülle für die Kamera zu schaffen, die wohl wasserdicht ist, trotzdem jedoch alle Einstellungen – Entfernung, Blende, Belichtungsdauer – zuläßt, die man auf dem trockenen Land vornimmt. Bei den ersten Versuchen, die Hans Hass in dieser Richtung unternahm, stieß er auf unüberwindbar scheinende Hindernisse.

Ein Wiener Kunstschlosser fertigte ihm zuerst eine Hülle für seine Robot an. Diese Hülle ließ jedoch nur zu, daß man den Auslöser bedienen konnte. Alle übrigen Einstellungen mußte man vornehmen, bevor die Kamera in die Hülle gesetzt wurde. Später probierte Hass es mit Hüllen aus Gummi und sogar aus Plexiglas. Es hat sich jedoch keine Hülle so sehr bewährt wie eine aus Metall. Eine solche verwendete Hass auch auf unserer Expedition.

Ein weiteres Problem ist, Spiegelung im Wasser zu vermeiden. Die Kamera fotografiert ja durch ein zweites Fenster, das wasserdicht in die Hülle eingesprengt ist. Dieses Fenster muß unbedingt aus planparallelem Spiegelglas bestehen, da sonst Spiegelungen oder sogar Verzerrungen die Aufnahmen verderben. Hass hat sich alle diese Erfahrungen mühsam erarbeiten müssen. Als er begann, gab es noch keine Bücher, in denen man die Erfahrungen anderer Unterwasserfotografen nachlesen konnte, denn kaum jemand hatte sich auf diesem Gebiet versucht, und wenn, betrieb man

solche Dinge nur zum Spaß und war mit minderwertigen Ergebnissen zufrieden, ohne sich die Mühe zu machen, dieses einzigartige Mittel, uns eine neue Welt zu erschließen, weiterzuentwickeln.

Der Laie ist ahnungslos der Welt gegenüber, die uns unter Wasser erwartet. Auch mich als Seemann hatte bisher fast ausschließlich interessiert, was auf der Wasseroberfläche geschah. Das war wichtig für das Schiff, für den seemännischen Beruf. Was mich aber hier auf dieser Reise für neue Eindrücke bestürmten, sollte meine kühnsten Vorstellungen übertreffen. Vorläufig war es jedoch nicht so weit. Eine Reihe von Vorfällen im Hafen von Piräus hielten uns in Atem.

Eines Tages war Admiral Lange zur Besichtigung angemeldet, der natürlich sehen wollte, ob Hass mit meinem Schiff zufrieden war. Admiralsbesuche sind nie sehr beliebt. Trotzdem man einen ganzen Tag lang Appelle mit seinen Leuten macht und den Kahn schrubben läßt von oben bis unten, kommt man doch nie von Zwangsvorstellungen los, daß etwa gerade der Koch einen Eimer Schmutzwasser aus der Kombüse tür kippt, wenn der „Chef“ über die Laufplanke kommt, oder daß eine vorwitzige Möwe das Deck mit ihrer Visitenkarte verunziert.

Diesmal hatte sich Hass in den Kopf gesetzt, vor Ankunft des Admirals noch schnell eine Filmaufnahme zu drehen. Ich sollte in meinen weißen Prachthosen, in denen ich den

Admiral empfangen wollte, auf Deck erscheinen und Hass begrüßen. Das sollte der Anfang des Films sein.

Es wurde alles aufgebaut, die Kameras standen an Deck, meine Matrosen versuchten vergeblich, einige hundert zerlumppte Griechen zu verscheuchen, die sich als Zuschauer eingefunden hatten.

Die Zeit schritt schnell voran, der Zeiger schritt immer mehr auf die Zwölf zu, die Aufnahme wollte nicht gelingen. Ich bin vielleicht ein ganz guter Seemann, aber ein miserabler Schauspieler. Dazu wurde achtern Dieselöl für die Maschine übernommen. Das Schiff glich überhaupt einem Ameisenhaufen, ein Zustand, der einen Kommandanten fünf Minuten vor dem Besuch eines Admirals nicht gerade mit Frieden erfüllt.

Als wir den Höhepunkt dieser vertrackten Situation erreicht hatten, sah ich plötzlich ein dunkles Knäuel auf mich zuschießen. Ein neuer Schreck durchfuhr mich. War das nicht unser Bordhund? Ich glaubte ihn sicher auf dem Achterdeck vertäut, zur Strafe, daß er gerade meine Paradesocken gefressen hatte.

„Verflixter Salat“, polterte ich los. Das Biest sprang doch wirklich an meinen weißen Hosenbeinen hoch. Jetzt stellte sich auch heraus, weshalb der einst weiße Hund dunkel gefärbt war. Er roch auf zehn Seemeilen gegen den Wind nach Dieselöl. Ich hüpfte wie ein Wilder auf Deck umher, damit ich nicht ganz von ihm eingeseift würde. Hass bog sich vor

Lachen, und die Kameraleute konnten kaum drehen, so amüsierten sie sich. Aber sie bekamen eine prächtige Aufnahme zustande.

Als der Admiral sich schon bedrohlich der Laufplanke genähert hatte, schlüpfte ich gerade in ein neues Paar weißer Hosen. Es gelang mir jedoch, ihn in würdiger Haltung zu empfangen. Er hatte nichts gemerkt. Allerdings erzählte ihm Hass nachher haarklein die Geschichte.

Wenn ihr jetzt allerdings den Film „Wunderwelt der Ägäis“ seht, werdet ihr mich vermissen. Allzu viele Hoheitsabzeichen aus der damaligen Zeit zierten meine Uniform. So wurde ich kurzerhand herausgeschnitten.

Feuer im Schiff

Doch nicht alle Ereignisse, die uns vor dem Auslaufen überraschten, waren so harmloser Natur. Als wir alle Ausrüstungen an Bord genommen hatten und die Männer der Expedition bereits in ihren Kabinen Quartier aufgeschlagen hatten, überraschte mich im Deckshaus plötzlich der Ruf: „Feuer im Schiff!“

Da qualmte es auch schon aus dem Maschinenraum heraus. Schnell mußte etwas geschehen, sonst waren die Öltanks gefährdet. Im Nu waren die Mannschaften eingeteilt, von anderen Schiffen kamen Matrosen zu Hilfe.

Eine Gruppe bahnte sich mit Schaumlöschern den Weg durch den Qualm. Endlich hatten sie den Brandherd entdeckt. Unter den Flurplatten schwelte es.

„Luken dicht!“ hörte ich einen Ruf unter mir. Schnell warfen wir die Luke zu, um zu verhindern, daß die Zugluft das Feuer neu entfachte. Unten im Qualm arbeiteten die Männer, verschwitzt, mit nacktem Oberkörper, der schnell von

Schmutz und Öl glänzte. Fast glaubte man, unter Deck erstickten zu müssen. Der Qualm drang durch alle Fugen auch in die Räume mittschiffs.

Die „Ostmark“ lag längs zum Pier. Wenn das Feuer sich weiterfraß und es nicht gelang, die Ausrüstung zu bergen, solange das Feuer sich nicht an der Bordwand entlang weiter ausbreitete, war es um sie geschehen. Auch Hans Hass, der an Bord war, sah dies sofort. Wir stellten deshalb alle verfügbaren Leute an, um die Kisten und Packen, die wir so mühselig verstaут hatten, wieder auszuladen.

Von Minute zu Minute glich der Pier immer mehr einem Warenlager. Posten waren aufgezoɡen, um Langfinger davon abzuhalten, etwas zu mausen. Endlich kam aus dem Maschinenraum die Meldung:

„Feuer gelöscht!“

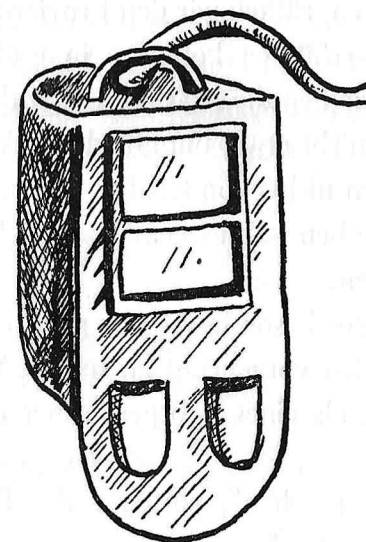
Es war noch einmal gut gegangen.

Schließlich war alles wieder eingeladen, das Schiff glänzte, keine Spur war mehr zu entdecken, die das Feuer hinterlassen hatte. Die Ursache des Brandes allerdings haben wir nie erfahren. Wahrscheinlich handelte es sich um einen Sabotageakt. Das wäre uns beinahe teuer zu stehen gekommen.

Das Schiff war jetzt bereit, wir hatten die Wassertanks noch einmal gefüllt und zum letztenmal Proviant übernommen. Stündlich konnten wir mit dem Befehl zum Auslaufen

rechnen. Doch da erlebten wir noch ein anderes kleines Abenteuer.

Jeder, der einmal in südlichen Regionen auf einem Schiff gefahren ist, wird mir bestätigen, daß er Kakerlaken in un-



TAUCHERHELM

erträglicher Zahl über sich hat ergehen lassen müssen. Er wird sich fragen: Warum tut man nichts Entscheidendes dagegen?

Der Seemann wird darauf antworten, daß diese Kakerlaken

das kleinere Übel seien: Sie fressen nämlich Wanzen und anderes Ungeziefer, das ihrerseits sonst Passagiere und Besatzung fressen würde. Allerdings muß man vermeiden, daß die Kakerlaken etwas anderes zu fressen haben. Lebensmittel zum Beispiel ziehen sie bei weitem der Wanzennahrung vor. Um zu verhindern, daß sich die Viehcher an den Vorräten vergriffen, füllten wir den Proviant, den wir sonst nicht vor ihnen schützen konnten, in große Körbe und hängten diese zwischen die Masten. Unter den Körben zog ein Posten auf – nicht etwa, um auf die Kakerlaken aufzupassen. Die halten nichts von frischer Luft. Aber unter den hungernden Griechen gab es genug, die sich für den Proviant interessierten.

Wir glaubten also, besonders weise gewesen zu sein und allen Eventualitäten vorgebeugt zu haben. Wer beschreibt unser Erstaunen, als eines Morgens einer der Körbe leer war?

„Ich hab’ nichts gesehen“, stotterte der Posten. „Stand immer direkt darunter.“

„Mann“, polterte ich, „Sie haben geschlafen!“ Doch der Matrose beteuerte seine Unschuld.

Wir versuchten es noch einmal. Am nächsten Morgen war wieder ein Korb leer. Da beschloß ich, zu einer List zu greifen.

Zwischen den Wanten, über die man nur in den Mast gelangen konnte, zog ich einen dünnen Faden, den ich mit

einer leeren Schnapsflasche verband. Diese Flasche stellte ich neben meiner Kojen auf, so, daß der Faden gespannt war. Enterte jetzt jemand in den Mast, mußte die Flasche unweigerlich mit lautem Getöse umfallen und mich wecken. Diese Nacht schlief ich prächtig. Als ich aufwachte, blinzelte mich die Flasche höhnisch im Morgenlicht an. Ich fuhr in die Hose und eilte an Deck. Der Posten stand friedlich unter den Körben. Mein künstliches Spinnennetz zwischen den Wanten glitzerte von Tautropfen. Ein friedliches Bild. Ich stieg in den Mast und blickte in die Körbe.

Einer war leer!

Dunnerslag, dachte ich. Entweder sind hier Geister am Werk oder diese verflixten Posten schlafen wirklich. Ehe ich jedoch ein neues Donnerwetter über den Matrosen losließ, überlegte ich. Es konnte daran nicht liegen. Selbst wenn der Posten schlief, hätte jemand, der in die Wanten kletterte, die leere Flasche umwerfen müssen. Also spukte es doch auf der „Ostmark“? Seeleute sind zwar abergläubisch, aber daß ein Geist es ausgerechnet auf Schiffszwieback und Speck abgesehen hatte, wollte mir nicht einleuchten. Das wären für einen Geist denn doch allzu menschliche Bedürfnisse gewesen. Vielleicht benutzte er später sogar unsere Kombüse und briet sich den Speck?

Am Abend hatte ich eine neue List ausgedacht. Ich verkündete, daß ich am Abend an Land sei. Kaum jedoch war die Dunkelheit eingebrochen, als ich schnell aus der Stadt

zum Hafen zurückkehrte und hinter einem alten Eselskarren, der unmittelbar neben dem Schiff an Land stand, Posten bezog.

Es war eine friedliche Nacht. Neben der „Ostmark“ lagen lateinische Segler, die man dort *Caique* nennt. Das Segelwerk knarrte im Wind. Keine Menschenseele war zu sehen. Mehrere Stunden vergingen. Ich begann bereits schläfrig zu werden, als plötzlich meine Aufmerksamkeit durch ein merkwürdiges Ereignis geweckt wurde. War ich dem Rätsel auf der Spur?

Von einer der *Caiquen*, die neben uns vertäut lagen, schwenkte auf einmal eine Rahe seitwärts, bis sie fast quer über dem Deck der „Ostmark“ lag. Dann streckte sich, deutlich im Mondlicht zu erkennen, eine Hand aus dem geöffnerten Segel, griff in einen unserer Proviantkörbe und kam ein paarmal hintereinander mit Broten und Speckstücken zum Vorschein. Mein Posten stand derweil ahnungslos direkt unter den Körben und bohrte in der Nase. Er merkte nichts von dem Gaunerstreich, der nur einen Meter über seinem Kopf geschah.

Ich war verblüfft. Diese Burschen hatten aber auch immer neue Listen bereit. Würdige Nachkommen ihres Ahnen Odysseus, der in diesen selben Gewässern für seinen unsterblichen Ruhm sorgte.

Ich schlich mich vorsichtig zum Schiff. Die Rahe des Seglers schwenkte gerade leise zurück.

„Wache... rrauß!“ brüllte ich, daß gleich die Freiwache mit aus den Kojen fiel. Meine Matrosen holten den raffinierten Dieb aus dem Segel. Seine Helfer fingen wir an Deck.

„Verdammtes Gesindel“, schrie ich sie mit voller Kommandantenlautstärke an. „Wißt ihr denn nicht, daß ihr euren Kragen riskiert? Daß mir keiner von Bord geht! Schreibt einen Abschiedsbrief und meldet euch morgen früh zum Erschießen!“

In wenig heiterer Stimmung verschwanden die Ertappten. Ich dachte natürlich gar nicht daran, ernsthaft etwas gegen die Burschen zu unternehmen. Schließlich war es verständlich, daß die hungernden Griechen von unseren Vorräten mausten, die ihnen in jener harten Zeit wie paradiesischer Reichtum vorgekommen sein müssen. Aber ein kleiner Schreck konnte den Langfingern nichts schaden.

Kurs Chalkis

Endlich gab der Seekommandant den Befehl zum Auslaufen. Als wir am frühen Morgen die Laufplanke einholten, kehrte ein alter Grieche den Pier. Er machte sich die Sache einfach. Was er irgend ins Wasser fegen konnte, fegte er dorthin. Der Rest wurde in die großen Körbe gestopft, die links und rechts von seinem Eselchen hingen. Ab und zu entleerte er diese – ebenfalls ins Wasser. Das Meer ist groß.

Die Kommandos blieben silbern in der klaren Morgenluft hängen. Der Dieselmotor tuckerte.

„Leinen los! – Großsegel und Klüver setzen.“

Die Segel entfalteten sich in der leichten Brise.

„Halbe Fahrt. – Volle Fahrt!“ gab ich durchs Sprachrohr meine Kommandos an die beiden Maschinisten, die den Diesel bedienten. Weiß leuchtete das von der Schraube aufgewirbelte Heckwasser. Bald blieb die von Segelbooten umsäumte Bucht hinter uns zurück.

Hass stand neben mir. Er lachte mich an. „Endlich geht's los, was?“ fragte er. – Wirklich, unsere Forschungsfahrt hatte begonnen.

Kurze Zeit später umrundeten wir Kap Sunion. Das ist die südlichste Spitze Attikas. Von hoher Klippe herab grüßen die lichten Säulen des Tempels den Seefahrer. Ihr Weiß wiederholt sich in der Brandung, die über die Klippe am Fuß des Felsens peitscht. Über das Blau des Meeres hinweg sieht man auf der anderen Seite Ägina liegen, aber nichts ist so überwältigend schön wie die weißen Tempelsäulen, die auf dem Felsen von Kap Sunion in den glasklaren Himmel streben.

Die Segel knatterten. Mittschiffs frühstückten Hass und seine Männer. Auch sie sahen zum Tempel hinüber. Die alten Griechen hatten gewußt, wo sie die Stätten ihrer Götterverehrung errichteten.

Ich blickte auf die Uhr. Ein merkwürdiges Zusammentreffen: In Berlin heiratete in diesem Augenblick meine Tochter.

Man hat mich oft gefragt, ob man denn vom Geist Hellas noch etwas ahne, wenn man ins heutige Griechenland kommt.

Wer, wie ich es damals war, mit Vorurteilen belastet ist, wird enttäuscht sein. Man kann sich nicht vorstellen, daß diese dunklen Gestalten, die man überall trifft, Nachkommen der Männer sein sollen, die bei den Thermopylen

gekämpft und um der schönen Helena willen gen Troja gezogen sind. Allmählich aber, wenn man sie besser kennenlernt, vergißt man die erste Enttäuschung, der man nur verfällt, weil man seine Vorstellungen aus dem Geschichtsbuch übertragen hat. Denn der Grieche von heute hat durchaus liebenswerte Seiten. Er ist bei aller Naivität und bei allem Hang zum Müßiggang aufgeschlossen und hilfsbereit, höflich (manchmal, wie ich noch erzählen werde, zu höflich) und sehr oft originell und amüsant. Seefahrer sind sie alle mit Fleisch und Blut. Ich habe selten so viele hervorragende Seeleute gesehen. Auch meine Kroaten, die ich als Besatzung hatte, waren willig und leicht zu regieren und von der Liebe zu ihrem Beruf durchdrungen. In jenen schwierigen Gewässern mit den unzähligen Buchten, Klippen und Inseln, die den Wind jeden Augenblick von einer anderen Seite her wehen lassen, mit seinen listigen Strömungen und dem grellen Licht, das oft blendet, kann sich nur ein ganzer Seemann behaupten. Und ganze Seemänner waren diese Griechen.

Der Ruhm ihrer Vorfahren lag eben auf einem anderen Gebiet. Die Bauten und Kunstwerke, die wir bewundern, sollen ruhig Zeugnis davon ablegen. Der Grieche als Mensch ist heute genau so achtenswert.

Wir liefen zuerst nach Chalkis. Diese Route, die sich später im Golf von Euböa fortsetzt, war in jenen Tagen ein besonders beliebter Schiffahrtsweg. Hier war man einiger-



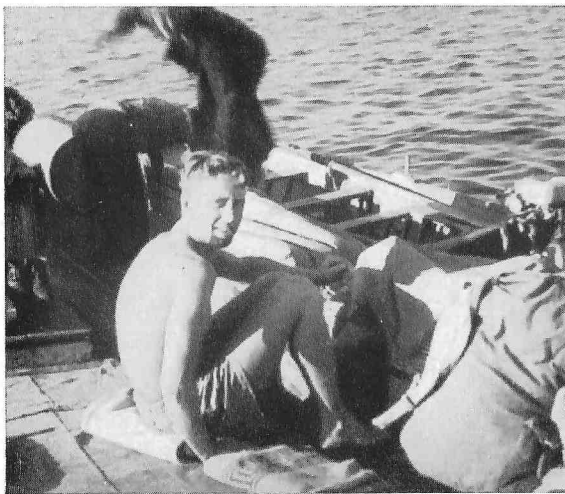
Bordhund „Ostmark“



Die Taucherbrille ermöglicht klare Sicht



„Caiquen“ im Hafen von Piräus



Unser Beiboot legt am Versatzboot an



Im Wrack

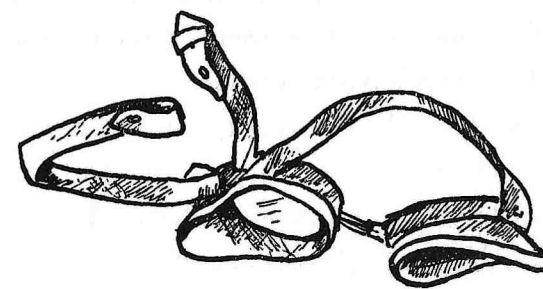


Im Wrack an der Trikeri-Sperre



maßen sicher vor den britischen U-Booten und Fliegern, die in jener Zeit die Ägäis unsicher machten. Schließlich war sogar Kreta von den Deutschen besetzt worden. Ein Keil, den man auf den Suezkanal zugetrieben hatte, einen der Hauptnachschiebwege der Engländer.

Wir wollten den ersten Teil des Weges möglichst schnell zurücklegen, um uns bald dem eigentlichen Gebiet, in dem



TAUCHERBRILLE

Hass tauchen wollte, nämlich der Inselgruppe, die als „Nördliche Sporaden“ bekannt ist, zu nähern.

Hass unternahm deshalb vorerst wenige Tauchversuche, aber sie gaben mir ein Bild von den Schwierigkeiten, mit denen diese Männer Tag für Tag kämpften, mit genau so selbstverständlicher Miene wie jemand, der acht Stunden lang friedlich an seinem Schreibtisch sitzt.

Die Firma Draeger, die sich in fortschrittlicher Weise für

die Entwicklung neuer Tauchausrüstungen eingesetzt hatte, war bereit gewesen, ihre Erfahrungen in den Dienst der Hass-Expedition zu stellen. Sie hatte ein neuartiges Sauerstoff-Tauchgerät entwickelt, das den Forschern gestattete, auch ohne den schweren Taucherhelm längere Zeit unter Wasser zu bleiben. Dieses Gerät mußte ausprobiert werden. Besonders kam es dabei auf die Zuverlässigkeit der Helfer an. War eine neue Sauerstoffpatrone angebracht? Schlossen alle Öffnungen dicht? Das waren Fragen, die man sich immer wieder vorlegen mußte, wenn man die Taucher nicht unnötigen Gefahren aussetzen wollte.

Heute hat es Hans Hass geschafft, durch seine Bücher und Filme das Tauchen zu einem populären Sport zu machen. In jeder Sportabteilung eines Warenhauses kann man jetzt für billiges Geld Gummiflossen kaufen, sie sich anschnallen und in den See springen. Es ist noch nicht lange her, daß Hass sich das erste Paar dieser Flossen bei der Firma Semperit in Wien nach eigenen Angaben anfertigen ließ. Jeder kann sich jetzt die zweckmäßige Brille mit einem großen Fenster, in der die Nase mit verschwindet, im Laden kaufen. Auf unserer Expedition war solche Brille noch eine Sensation. Wochen hat es gedauert, bis Hass heraus hatte, daß die Spiegelung im Wasser nur beseitigt werden kann, wenn beide Brillengläser waagrecht in einer Linie stehen. Und welch weiter Weg war es bis zu der naheliegenden Idee, ein einziges Glas für beide Augen zu benutzen!

Die große Schwierigkeit war immer wieder, die Kamera so in ihre Hülle zu setzen, daß kein Wasser eindrang. An sich sieht das einfach aus, aber ich habe es oft selbst probiert und weiß, daß es ein Geduldsspiel ist. Man denkt zuerst, daß es genügt, wenn man die Klemmschrauben, die alle Teile der Hülle fest auf die Gummidichtungen pressen, gut anzieht. Weit gefehlt. Der Wasserdruck in größeren Tiefen ist so stark, daß die kleinste Unregelmäßigkeit in der Spannung bedeutet, daß sich das Wasser einen Weg bahnt und in feinem Strahl ins Innere eindringt. Die Folgen sind äußerst peinlich: die Kamera muß in ihre Einzelteile zerlegt und getrocknet werden.

Hass und seine Männer waren über solche Erfahrungen mit der Zeit tüchtige Kameramechaniker geworden, die es, glaube ich, mit einem Fachmann bei Zeiss Ikon ohne weiteres aufnehmen konnten.

In Chalkis mußten wir ein paar Tage im Hafen liegen, weil eine U-Boot- und Treibminen-Warnung durchgegeben war. Alle zwei Stunden steckte mein Funker den Kopf aus seiner Kabine und rief: „Neue Warnung, Káp'tn. Treibminen in den Planquadraten Friedrich Gustav sechs und Friedrich Heinrich zwei!“

Es war nichts zu machen. Wir lagen fest. Hans Hass vertrieb sich die Zeit mit Tauchversuchen und mit Fischfang. Dabei erwischte er auch einige Scarpinas, einen Fisch, den die Griechen als besonders delikat schätzen. Auf den Märk-

ten sieht man ihn überall angeboten. Dieser nicht sehr große Fisch ist recht gefährlich. Seine Oberfläche ist mit Stacheln bewehrt. Wenn man ihn ungeschickt berührt, teilt er damit empfindliche Stiche aus. Die Fischhändler töten ihn erst, wenn er verkauft wird, durch einen geschickten Biß in das Genick.

Da immer noch nicht an Auslaufen zu denken war, machte ich mich noch einmal landfein, um in die Stadt Chalkis zu gehen. Ich war noch keine zweihundert Meter vom Schiff entfernt, als mein Bootsmann Ante keuchend hinter mir hergerannt kam. „Ostmark' ist weg!“ schrie er schon von weitem. Ein Schreck durchfuhr mich. Das Schiff? – Aber nein, da lag es ruhig im Hafen, sicher vertäut.

Da ging mir ein Licht auf. „Ostmark“ hatten wir der Einfachheit halber auch unseren Bordhund, das kleine, strümpfefressende Knäuel genannt.

„Verflixt“, sagte ich. „Das Luder ist ausgebüxt? Und nun soll ich es wohl suchen gehen, was?“

Bootsmann Ante stand stramm. „Das ‚Ostmark‘ hört nur auf *Ihnen!*“ meldete er. – Kein Wunder. Wo der Teufel auch nur *meine* Socken zu fressen pflegte.

Ich kehrte mit Ante um und trommelte von der Mannschaft zusammen, wen ich irgend auftreiben konnte. Schließlich konnten wir es uns nicht leisten, vielleicht den Befehl zum Auslaufen zu übersehen, bloß weil der Herr Hund noch nicht an Bord zurückgekehrt war. Sicher war er den Ver-

führungskünsten einer dieser verflöhten Hündinnen erlegen, die sich am Hafen umhertrieben.

Wir organisierten eine regelrechte Suche in der Stadt. Die Griechen waren ganz erstaunt, so viele Sailors mit ernsten Blicken durch die Gassen steuern zu sehen. Alles für den Hund!

Wir fanden ihn natürlich nicht. Am nächsten Tag erfuhren wir, daß „Ostmark“ in die Hände italienischer Arbeiter gefallen war, die ihm kurzerhand das Fell über die Ohren gezogen und ihn zu einem saftigen Braten verarbeitet hatten. Es war kein Trost, daß unser Liebling in den Mägen der damals noch Verbündeten gelandet war.

Polypen

Der Bootsmann las das Flaggensignal „Auslaufen“ ab. Doch sollte unsere Geduld noch einmal auf die Probe gestellt werden. Durch die Meerenge von Chalkis, die übrigens durch eine abenteuerlich anmutende Klappbrücke überbrückt wird, geht eine sehr heftige Strömung, die alle paar Stunden wechselt. Es ist auch für starke Schiffe unmöglich, gegen diese Strömung anzudampfen. Man muß warten. Wechselt die Strömung, ist oft ein ganzer Konvoi von Fahrzeugen unterwegs, der die Meerenge unter der aufgeklappten Brücke hindurch in dieser oder jener Richtung passiert. Schließlich schlüpfte auch unser Schiff durch den Kanal. An Bord hatten wir einige Fäßchen wundervoll harzig schmekkenden Weines, den ich in Chalkis erstanden hatte. Sie begleiteten uns in den Golf von Euböa.

Hier begannen wir, uns ein wenig Zeit zu lassen. Die Expeditionsarbeiten nahmen ihren Anfang.

Bei Kap Gurgovitsa war es, glaube ich, wo wir Xerxes trafen.

Nicht den alten Perserführer. Die Griechen heißen auch heute noch gern wie ihre berühmten Feinde. Unser Xerxes war klein, mager und mit reichlichem Bartwuchs behaftet. Er weihte uns in die Kunst des Polypenfischens ein.

Diese merkwürdigen, mit Fangarmen und Saugnäpfen bewehrten Tiere, die in jedem „zünftigen“ Seeabenteuerroman vorkommen müssen, sind keinesfalls Hirngespinnste sensationslüsterner Autoren, wenn sie auch wesentlich ungefährlicher sind, als diese uns glauben machen möchten. In dieser Gegend sollte es ziemlich viele geben.

Bootsmann Ante und ich steuerten mit dem Beiboot Xerxes an, der mit einem Genossen auf einem Felsen saß. Er zeigte uns, daß er einen ordentlichen Köder an eine lange Schnur gebunden hatte, mit dem er versuchen wollte, eines dieser Seeungeheuer aus seinem Schlupfwinkel zu locken.

Hass tauchte indessen vom Schiff aus, das etwas entfernt verankert war. Xerxes starrte unentwegt ins Wasser. Wir waren gespannt, ob er Erfolg haben würde. Eine ganze Weile geschah nichts. Wir wurden schon müde. Da plötzlich gab es einen Ruck an der Leine.

„Da ist er!“ schrie Xerxes. Seine Ruhe war dahin. Fieberhaft begann er, die Leine einzuholen. Es ging ziemlich schwer. Mußte ein ganz schöner Bursche sein. Xerxes ließ in seiner Aufregung die Leine des öfteren fahren, um mit umfassenden Armbewegungen anzudeuten, welch riesigen Kraken er erwartete.

Endlich begann es an der Wasseroberfläche zu strudeln. Jetzt, noch ein paar Zentimeter, und er hatte ihn! Fieberhaft zog er an der Leine, begleitet von Antes Beifallsgemurmel. Ante war ein alter Polypenfischer. Daß man mit einer simplen Schur, an die ein Köder gebunden war, Polypen fing, hatte er noch nicht erlebt. Seine Hochachtung wuchs von Sekunde zu Sekunde. Auch Xerxes' Genosse konnte sich nicht genug tun an reichlichem Lob.

Da wurde endlich die Wasseroberfläche durchbrochen. Er hatte ihn! Xerxes brach in ein Triumphgeheul aus, das jedoch gleich wieder schlagartig verstummte. An der Leine hing ein Ungeheuer!

Panikartig ließ Xerxes die Leine fahren und eilte, von seinem Genossen gefolgt, mit gehetzten Sprüngen von Felsen zu Felsen, jeden Augenblick gewärtig, das Ungeheuer sei ihnen auf den Fersen. Die Angstschreie der beiden hallten schauerlich über das Wasser.

Ante und ich aber krümmten uns vor Lachen, so daß wir beinahe ins Wasser gefallen wären. Ans Land stieg nämlich Hans Hass. Mit seiner Brille und dem Sauerstoffschnorchel des Draegerschen Tauchgeräts muß er den beiden tapferen Krakenfischern allerdings wie ein Meerungeheuer vorgekommen sein!

Später fischten wir zusammen mit Griechen wirklich Kraken. Sie sahen, am Tageslicht betrachtet, gar nicht so unheimlich aus, obgleich die krankhaft blasse Farbe ihrer Bauchseite

nicht gerade appetitanregend ist. Die Oberfläche ist jedoch dunkel. Sie kann sich der Färbung des Meeresbodens anpassen. Die Griechen fischen die Kraken zuweilen mit langen Stangen, an welche die Tiere sich mit den Saugnäpfen ihrer Arme festklammern. Nachdem sie das Tier getötet haben, greifen die Fischer mitten in die Körperöffnung des Hohltieres hinein und stülpen sie um, damit der Inhalt (das Tier verdaut in dieser Öffnung) entleert werden kann. Dann schlagen sie den Kadaver etwa eine Stunde lang auf einen Stein, um das Fleisch mürbe zu machen. – Läßt man ihn dann in Rotwein ziehen und brät ihn, entsteht, wie wir uns überzeugen konnten, eine äußerst schmackhafte Mahlzeit.

Die Insel Euböa sendet eine Halbinsel in den Meerbusen von Maliakos aus, an dem auch Styliis liegt. Auf dieser Insel liegt einer der zahlreichen Berge, die in Griechenland *Ilias* heißen. Dieser Halbinsel vorgelagert ist die Insel Lithada. Wenn man durch die schmale Fahrrinne zwischen der Halbinsel und dieser kleinen Insel fährt, muß man sich hart an Backbord halten, weil auf der rechten Seite eine gefährliche Klippe liegt.

Auf diese Klippe war ein deutscher Minensucher, ein Kamerad von mir, aufgelaufen. Wir beschlossen, einen Versuch zu wagen, ihn zu befreien.

Hass machte sich zum Tauchen fertig. „Mal nachsehen, ob er kein Loch bekommen hat“, sagte er.

Die Männer auf dem Minensucher waren erstaunt, daß wir einen eigenen Taucher mit hatten. Als sie hörten, daß es Hans Hass sei, waren sie begeistert.

Der Minensucher war zwar beim Auflaufen heil geblieben, saß jedoch so fest, daß es fraglich war, ob ein Schleppversuch gelingen würde.

Wir schossen eine Wurfleine hinüber, an der eine Trosse festgemacht war. Die Männer auf dem anderen Schiff holten sie an Bord und legten sie um einen Poller.

Meine Kommandos hagelten in den Maschinenraum: „Äußerste Kraft voraus!“ Die Schraube peitschte das Wasser auf. Die „Ostmark“ jedoch bewegte sich nicht einen Faden. Der Minenleger saß fest.

Unsere Lage war nicht gerade gemütlich. Die Strömung drohte, auch unser Schiff auf die Klippen zu treiben.

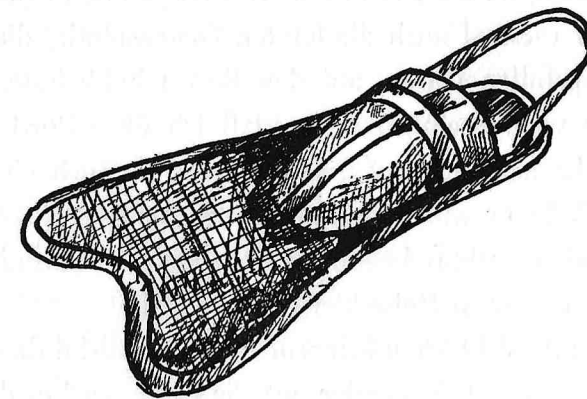
Ich machte einen zweiten Versuch. „Äußerste Kraft voraus!“ Der treue Diesel heulte auf, daß ich dachte, er würde auseinanderfliegen. Wieder geschah nicht das geringste. Ein Gefühl nahm von mir Besitz nicht unähnlich dem, wenn man mit einem Fahrstuhl zwischen zwei Stockwerken steckenbleibt. Verflucht und zugenäht! Irgendwie mußte es doch zu schaffen sein!

Ich gab Befehl, eine 200-Meter-Trosse überzubringen, eine feste Stahltrosse. Dann ließ ich Anlauf nehmen und dampfte mit voller Fahrt los.

Hass hielt sich die Augen zu. Er dachte, daß jetzt sein

schönes Expeditionsschiff zum Teufel gehen würde. Aber ich war meiner Sache sicher. Ich wußte, wie die „Ostmark“ gebaut war.

Es gab einen so mächtigen Ruck, daß sämtliche Gegenstände im Schiff durcheinanderflogen und beinahe einige Matrosen über Bord gingen. Der Dieselmotor fiel vor Schreck aus. Gott sei Dank bekamen ihn die Maschinisten sofort wieder klar, so daß wir im letzten Augenblick vom



SCHWIMMFLOSSE

Strom frei kamen. Muß eine ungemütliche Situation für die beiden dort unten im Maschinenraum gewesen sein, die zu allem Ärger auch noch meine saftigen Flüche durchs Sprachrohr trompetet bekamen. Sie erzählten mir später, daß ich gegenüber früheren Gelegenheiten mein Vokabular in diesen kritischen Minuten um bedeutende Ausdrücke wie

„rotznasige Darmzotten“, „verfaulte Windeier“ und „Rübenschweine“ erweitert hätte.

Das Ergebnis dieses Versuchs: der Minenleger war um ganze zehn Zentimeter geruckt.

Ich versuchte einen zweiten Anlauf. Hass und seine Männer begannen an meinem Verstand zu zweifeln. Stumm und gefaßt sahen sie dem anscheinend unvermeidlichen Unheil ins Auge.

Wieder dampfte die „Ostmark“ los. Es gab den bekannten Ruck, der diesmal auch die letzten Gegenstände, die noch nicht umgefallen waren, auf den Boden beförderte. Hass wünschte wahrscheinlich innig, daß ich über Bord gehen würde, ehe ich mich auf einen dritten Versuch einlassen konnte. Wie er mir später erzählte, hatte er in diesem Augenblick ernsthaft begonnen, sich mit der Tatsache abzufinden, daß seine Reise hier enden würde.

Ich ließ mich nicht klein kriegen. Ein drittes Mal dampften wir los. Diesmal fielen einige auf die Nase, weil es den erwarteten Ruck – nicht mehr gab. Der Minenleger war frei. Ich sah Hass an. Er blickte zurück und verzog keine Miene. Der Kamerad, der übrigens noch ein anderes Fahrzeug im Schlepp hatte, dampfte nach Styliis. Bald war er unseren Augen entschwunden.

Das Wrack an der Trikeri-Sperre

Trikeri ist ein ziemlich unscheinbarer Ort am äußersten Zipfel der Halbinsel Macnesia, dort wo sie, plötzlich schmal werdend, einen Knick nach Westen macht und den Meerbusen von Pagasitikos fast verschließt.

Im Krieg kannte jedes Kind in der Ägäis den Namen Trikeri, sobald es nur Schiffsplanken unter den Füßen hatte. Vor Trikeri nämlich lag die berühmte Minensperre, die den Golf von Euböa und den Kanal von Oreï nach Osten hin schützen sollte. Auf den deutschen Seekarten war diese Sperre sorgfältig verzeichnet. Diese Karten trugen den Vermerk: *„Geheim! Im gegebenen Fall sofort vernichten!“* Wir folgten streng dem Kurs, den die Karte vorschrieb, und schlichen uns an der Sperre vorbei, um Kurs auf Skiathos, die erste Insel in der Gruppe der nördlichen Sporaden, zu nehmen. Kurz vor der Insel entdeckte Hans Hass bei Tauchversuchen ein Wrack. Das war mal etwas anderes. Schnell wurde das Tauchgerät klargemacht. Bald waren

fast alle Expeditionsteilnehmer von Bord verschwunden und tauchten, um das Wrack zu filmen. Wo Hass sich befand, konnte man nur an dem Luftschlauch sehen, der aus den Pumpen herauslief und sich im Wasser verlor. Hass steckte nämlich in einem Taucherhelm.

Dieser Helm war eine verblüffend einfache Konstruktion. Man setzte den Kasten, der vorne mit einem besonders großen Fenster versehen war, einfach auf die Schultern. Von innen füllte die Luft, die durch den Schlauch gepumpt wurde, den Helm aus. Das Wasser, das von unten eindrang, reichte so nur bis zum Kinn, außer, wenn der Mann an der Pumpe müde wurde. Das Fenster wurde von innen mit Tabak oder Seife eingerieben, damit es nicht beschlug. Oder man konnte mit dem Mund – ebenfalls von innen – Wasser dagegen spritzen.

Mit dem Helm auf dem Kopf war es einigermaßen schwierig, das Gleichgewicht zu halten – auch sonst war es natürlich anstrengender als mit dem Draegerschen Tauchgerät oder nur mit der Brille.

Die einzige Verbindung zur Oberfläche bestand in einem Luftschlauch, der oben in den Pumpen mündete. Er diente zugleich als Signalleine. Hass war der Meinung, es sei unpraktisch, eine Signalleine zusätzlich zu haben. Diese verhedderte sich leicht mit dem Luftschlauch und klemmte ihn ab. Auch bei diesen Kleinigkeiten bewies Hans Hass, daß er stets aus seinen Erfahrungen die Konsequenzen zog.

Natürlich tauchten Hass und seine Männer auch hier am Wrack nicht nur mit dem Taucherhelm.

Dr. Böhler, der stets zu einem Spaß aufgelegt war, wurde während der Filmarbeit im Wrack ein Opfer des Scherzes, den sich sein Kollege an der Pumpe erlaubte. Dieser Assistent Hass' war ein Gemütsmensch. Er mochte gar nicht, daß es alle Leute eilig hatten. Er selbst hatte die Ruhe weg. Manchmal ging das ein wenig weit. Wir sahen ihn tüchtig pumpen, während Dr. Böhler unten im Helm hing. Auf einmal ließ der Gute oben die Pumpenhebel fahren, pusselte in aller Gemütsruhe eine Zigarette aus der Tasche und begann zu rauchen.

Es dauerte keine zehn Sekunden, als der Luftschlauch im Wasser hin und her zu janken begann. „Pumpen!“ hieß das. Aber der oben dachte gar nicht daran. Friedlich blies er den Rauch seiner Zigarette in den Himmel und ließ sich von der Sonne bescheinen.

Was blieb Jörg Böhler anderes übrig, als den Helm schleunigst abzuwerfen und an die Oberfläche zu kommen? Japsend zogen wir ihn heraus.

Wir dachten, jetzt würde es Flüche hageln. Böhler stemmte die Arme in die Seiten, blickte das „Faultier“ einen Moment lang an und sprang wieder ins Wasser. Diesmal nur mit der Brille.

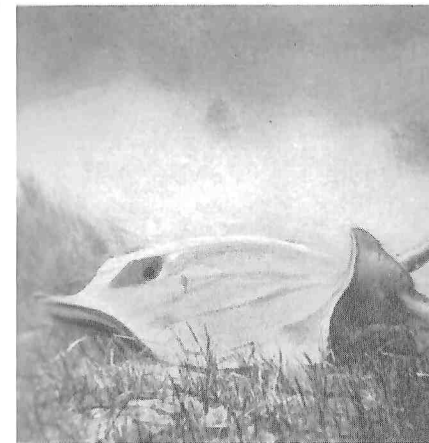
Doch die Rache blieb nicht aus. Nach ein paar Stunden verkündete Böhler, er wolle messen, wie sich der Puls beschleunigt.

nigt, je länger man unter Wasser bleibt. Er legte das Draegerische Tauchgerät an. Das „Faultier“ fiel auf den Spaß herein und tauchte mit Dr. Böhler, natürlich ohne Gerät. Böhler „fühlte ihm den Puls“, das heißt, er hielt das Versuchskaninchen auch noch fest, als dem die Puste ausging. Das „Faultier“ zappelte. Böhler grinste ihn durch die Brille freundlich an, ließ aber immer noch nicht los. Endlich war es genug der Rache. Böhlers Opfer kam wie ein Korken an die Oberfläche geschossen. Er japste nicht schlecht. Als er wieder ein wenig Luft bekam, hielt er eine prachtvolle Schimpfrede, zum Teil auf sich selbst, daß er so trottelig gewesen sei, auf den „üblen Scherz“ hereinzufallen. „Rache ist süß“, dachte Böhler und hörte sich im Hintergrund friedlich die Schimpfkanonade an.

Dann ging jedoch die Arbeit weiter. Wir auf Deck sahen die Taucher verschwinden. Die Pumpe quietschte wieder gleichmäßig. Unten tat sich für die Taucher eine abenteuerliche Welt auf.

Das Wrack war ziemlich alt, schon halb verfallen und von Muscheln und Tang überzogen. Hass und seine Männer konnten sich an der Reeling entlangtasten, sie sahen die Maststümpfe ragen. An mehreren Stellen war das Deck zersplittert. Für den Film ergaben sich wundervolle Motive. Die Unterwasser-Kamera fraß Meter um Meter Filmrolle. Hass machte zusätzlich Aufnahmen mit der Robot.

Es schien jedoch nicht lohnend, ins Innere des Wracks vor-



Oben links: Beim Fischen. Oben rechts: Reitende Marine. Ein Ausflug an Land. Unten links: Zitterrochen. Unten rechts: Büro an Deck.

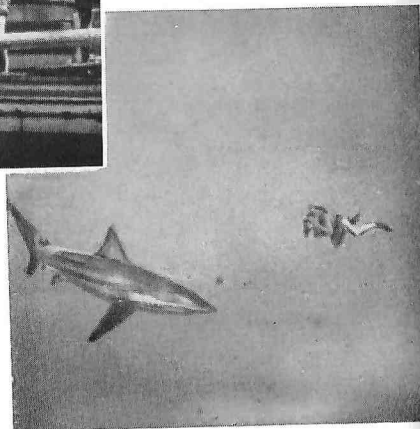


Hafen im Morgennebel



Oben: Dynamitfischer holen ihr Netz ein

Rechts: Mit der Unterwasser-Kamera wird der Hai gefilmt



zudringen. Möbel, Kojen und Inneneinrichtung waren längst vom Seewasser zerfressen. Fische schwammen hier ein und aus. Eine unheimliche Welt, in die kaum ein Lichtstrahl drang.

Hass jedoch unternahm einen Vorstoß und entdeckte den Schatz des Schiffes. Er fand ein paar Kisten Rum, auch schon von Tang überzogen und halb zerfallen. Aber der Rum war gut. Wir jubelten, als er mit der ersten Kiste auftauchte. Schnell holte er noch ein paar herauf. Wir legten Stricke um und zogen die kostbare Last an Bord.

Am Abend dieses ereignisreichen Tages sah das Deck der „Ostmark“ wie ein Kramladen in Hamburg aus. Harpunen und Taucherausrüstungen lagen herum, dazwischen stand verlassen die Luftpumpe, friedlich eingerahmt von tangbedeckten Rumkisten. Das war zwar kein Goldschatz, wie ihn die Taucher in Abenteuergeschichten aus längst versunkenen Wracks bergen, auch lag dieses Wrack noch gar nicht so lange dort unten. Trotzdem war auch unser Wrackabenteuer nicht unromantisch. Und ist etwa Gold, das man durch die Kehle rinnen lassen kann, schlechter als das in der Bank von England?

Dieses Abenteuer fand seine Fortsetzung unter Deck. Der meist gehörte Ruf des Abends war: „Kein Licht an, bitte!“ Die Männer der Expedition waren dabei, Proben der Filme zu entwickeln. Endlich, spät in der Nacht, zog Ruhe ein. Mir war es immer ein Rätsel, wie Hass und seine Männer

diese Arbeit schafften. Fünf bis sechs Stunden am Tag waren sie oft unter Wasser, ein Tagewerk, das bei dem dauernden Temperaturwechsel und der oft einseitigen Ernährung einem ausgewachsenen Mann schon genügend zu schaffen machte. Dann aber begann das Auswerten der Ergebnisse. Das Tagebuch mußte geführt, Fische bestimmt, Präparate unter das Mikroskop gebracht werden, Notizen über Strömungsverhältnisse, Wasseranalysen bedeckten die Seiten der Tagebücher. Diese Männer erlahmten nie, und an erster Stelle war immer Hans Hass zu sehen.

Die Rumbeute ließ sich eigentlich nicht mit der Lebensweise vereinbaren, die unsere Forscher gewählt hatten. So wunderte es mich nicht, als Hass am nächsten Morgen die Kisten wieder ins Wasser werfen ließ. Fast wäre ich zu spät gekommen, um noch einen kleinen Vorrat für die Kapitänskajüte abzweigen zu lassen. Seemann und Rum passen zusammen. Das sah auch Hass ein.

Dynamitfischer

Es ist Abend. Die Sonne versinkt hinter den kahlen Hügeln der Insel Skiathos. Leise dringt das Purren eines Dieselmotors an unser Ohr. Aus dem Schatten der Insel löst sich ein flaches Fahrzeug ohne Segel. Eine Seltenheit hier, wo jeder bemüht ist, billigen Wind statt des teuren und knappen Dieselöls zu benutzen. Schnell entschwindet das Boot um einen Felsen herum unseren Blicken.

Zwanzig Minuten später zerreißt ein Knall die abendliche Stille. Hass sieht mich fragend an.

„Dynamitfischer“ bestätigte ich seine unausgesprochene Vermutung.

Die Raubfischer Griechenlands sind modern. Sie haben flinke Boote, die, da sie kein Segel haben, erst auf relativ kurze Entfernung zu bemerken sind. Sie kennen genau die Laichplätze der Fische, die meist dort gelegen sind, wo von den Bergen herabstürzende Flüsse Frischwasser zuführen. In diesen Buchten treiben die Raubfischer ihr Unwesen.

Eine Ladung Dynamit, das sie von wer weiß woher besorgen, wird unter Wasser zur Explosion gebracht. Die Beute ist reich. Den Fischen platzen die Schwimmblasen. Die weißen Bäuche nach oben gekehrt, bedecken sie die Oberfläche der See. Es ist ein leichtes, die Beute mit Netzen und langen Stangen einzuheimsen und sich auf und davon zu machen.

Fast nie ertappt man sie bei ihrem dunklen Handwerk, das jedem echten Fischer zuwider ist. Wertvolle Jungfische, die in späteren Jahren reiche Beute geben würden, werden auf diese Art vernichtet.

Hass interessierten die Raubfischer sehr. Es war klar, daß durch diese Sprengungen Haie angelockt werden mußten. Hass fühlte sich erst wohl, wenn Haie in Sicht waren. Jeder andere ergriff bei solcher Gelegenheit das Hasenpanier. Für Hass und seine Männer genügte das Wort „Hai!“, um sie innerhalb einer Minute sämtlich ins Wasser zu bringen. „Tiger des Meeres“ nannte Hass diesen gefährlichen Raubfisch. Ein wahrhaft trefflicher Vergleich. Hass war der Meinung, daß der Hai das schönste Geschöpf sei, das Gott geschaffen hat. Wirklich fühlt man sich versucht, ihm zuzustimmen, wenn man sieht, mit welcher Anmut und doch geballter Kraft dieser Fisch das Wasser durchschneidet, wie er sich, einem Blitz gleich, auf seine Beute stürzt.

Wir kreuzten vor der Insel, bis es uns gelang, ein Boot mit Raubfischern in einer Inselbucht abzufangen.

Als die Griechen merkten, daß es ihnen nicht an den Kragen ging, daß sich Hass vielmehr als Forscher für ihre Fischzüge interessierte, tauten sie auf und erzählten uns bereitwillig von den Methoden, die sie auf ihren abenteuerlichen Fahrten anwandten. Hass fand vor allen Dingen eine Vermutung bestätigt: die Fischer sagten, daß nach solchen Sprengungen die Haie in Rudeln aufzutauchen pflegten. Darauf gründete Hass einen Plan, den er nachher, als wir die Inseln Jiura und Piperi erreichten, auch ausführte.

Vorerst jedoch kreuzten wir vom Hafen Skiathos aus in den Gewässern der Insel. Die Arbeit ging weiter.

Ich benutzte einen Tag Liegezeit im Hafen dazu, um meine Uhr reparieren zu lassen. Dabei erhielt ich einen bezeichnenden Einblick in die Seele der Griechen. Der Uhrmacher, der in einem verfallenen Trödeladen hauste, versprach, meine Uhr sofort vorzunehmen. Wir waren uns beide vollkommen einig, daß es sich nur um eine Kleinigkeit handelte. Ich sah am nächsten Tag wieder vorbei. Ein geflügeltes Wort in Griechenland ist „avrio“, morgen.

„Avrio“, sagte auch der alte Uhrmacher mit verbindlichstem Lächeln. Ich zuckte die Achseln und nahm mir vor, „avrio“ noch einmal zu fragen. Das war allerdings der Tag, an dem ich wieder auslaufen sollte. Die Sache wurde langsam spannend.

Über Nacht kam mir jedoch eine Idee. Am nächsten Tag stapfte ich wieder in die verfallene Gasse zu meinem Freund.

Ich fragte erst gar nicht nach der Uhr, sondern fing an, mein Lob über das sonnige Griechenland, die schöne Inselwelt und das Meer über ihn auszuschütten, und bot ihm Zigaretten an.

Der Alte taute zusehends auf. Er begann bald, geschäftig im Laden hin und her zu eilen, zerrte einen Tonkrug mit Wein hervor, und bald saßen wir gemütlich plaudernd und trinkend beisammen. Als ich auch noch seinen Wein lobte, drehte er sich zwischendurch einmal um, nahm meine Uhr vor, und war – hops – mit der Reparatur fertig. Ich hatte diesmal den richtigen Knopf gedrückt. Mit „avrio“ war nichts mehr. Der Alte berichtete, daß er den Wein von seinem Freund, einem Müller, erhalten habe, der gleich hinter dem Ort auf dem Berg wohne, und lud mich ein, mit ihm dorthin zu gehen, um auch etwas Wein für mich zu besorgen.

Soviel Freundlichkeit konnte ich mich nicht widersetzen, obgleich ich fürchtete, „gleich hinter der Stadt“ könne drei Stunden Fußmarsch bedeuten. Später sollte ich so eine Erfahrung machen. Diesmal aber ging es gut ab. Schon nach wenigen Minuten sahen wir die Mühle auf dem Berg liegen. Es war eine jener merkwürdigen Mühlen, die man dort überall sieht, und die den Seemann dadurch verblüffen, daß sie von kleinen dreieckigen Segeln statt der Flügelblätter, die wir hierzulande kennen, getrieben werden. Lustig drehten sich die rostbraunen Segelchen im Wind,

fast wie die Flügel einer Kinderwindmühle. Nach zwanzig Minuten schon waren wir angelangt. Der zerknitterte Uhrmacher hinkte vor mir in das Innere.

Es war fast dunkel hier drinnen. Der Mehlstaub puderte uns im Nu weiß. Riesige Steine, durch ein plumpes Zahnrad getrieben, drehten sich in der Mitte und mahlten das Korn. Wie ich später zu meinem Erstaunen feststellte, war das Zahnrad aus Holz. Der Müller, ein dicker Patron, kam aus dem Hintergrund auf uns zu. Hinter der Mühle im Garten nahmen wir eine prächtige Mahlzeit ein, bestehend aus eben jenem harzduftenden Wein, Ziegenkäse, Brot und Trauben. Wir blickten vom Hügel auf die nahe Stadt und die Bucht hinab, in der, von Bäumen wie ein Gemälde eingerahmt, die „Ostmark“ lag. Es hätte nur noch vom Berg ein Hirte die Flöte blasen müssen, und es würde nicht viel gefehlt haben, daß wir uns in das klassische Bötien zurückversetzt gefühlt hätten.

Wie glücklich waren diese Menschen, denen elektrisches Licht, Telegrafmasten und Kühlschränke Dinge waren, von denen sie kaum durch Hörensagen wußten.

Schnell kam der Uhrmacher aufs Geschäft zu sprechen. Ich lobte sofort den Wein und die wundervollen Weinplantagen, die sich vor unseren Augen am Bergabhang hinzogen, was den dicken Patron zu dankbarem Lächeln, begleitet von Schweißausbrüchen auf der Stirne, verleitete.

Er erhob sich prustend und winkte uns, ihm zu folgen. An

der Mühle angelangt, riß er stöhnend eine Falltür auf, die in einen wunderbar kühlen Keller führte. Der Müller entzündete einen Kienspan, der durch sein Geschnaufe zweimal wieder verlosch, während wir uns die Spinnweben aus dem Gesicht wischten. Als der Span jedoch endlich brannte, erwartete uns ein prächtiger Anblick. Hier standen mindestens zwanzig Fäßchen neben- und übereinander, alle voll des köstlichen Weines.

„Seht nur hier“, prustete der Dicke und klopfte tätschelnd auf die Fäßchen. „Alles eingefangener Sonnenschein! Ihr seid ein *Germanus*. Bei euch dort im Norden weiß man kaum, was die Sonne ist. Darum sollt ihr ein oder zwei Fäßchen haben.“

„Ein oder zwei Fäßchen!“ sagte staunend der Uhrmacher und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Sonst gibt er nur einen halben Krug!“

Schnell wurden wir handelseinig. Als ich wieder am Schiff angelangt war und den geschwätzigen Uhrmacher endlich abgehängt hatte, lud schon ein Bursche die beiden Fässer von dem struppigen Eselchen des Müllers.

Der Ausflug hatte sich gelohnt. Und sogar die Uhr war trotz aller „avrios“ rechtzeitig fertig geworden.

Eine Insel der Abenteuer

Skopelos ist nach Skiros die größte der nördlichen Sporaden-Inseln.

Als wir sie vom Norden her anliefen, kam plötzlich einer jener so gefürchteten Stürme auf, die man in Griechenland Boa nennt. Ist in dieser Minute noch kein Wölkchen zu sehen, kann es in der nächsten, wenn man die Wellen sich kräuseln sieht, schon zu spät sein, die Segel zu bergen. So ein Wind überraschte uns hier. Kaum hatte ich Zeit, die Steuerbordwache, die Dienst hatte, auf ihre Stationen zu rufen und die Segel reffen zu lassen. Mit ziemlich rascher Fahrt liefen wir vor dem Wind auf die Insel zu.

Ruhig, wie aus einem Fels gemeißelt, stand mein kroatischer Bootsmann Ante neben mir. Ich vertraute auf ihn und er auf mich. Mein Funker Ulrich, übrigens außer mir der einzige Deutsche unter der Mannschaft, hatte ihm eine Geschichte erzählt, durch die ich in seiner Achtung als Seemann ins Ungeahnte gestiegen war. Ich hatte davon lange

keine Ahnung gehabt. Die Geschichte berichtete, wie ich zur See gekommen war.

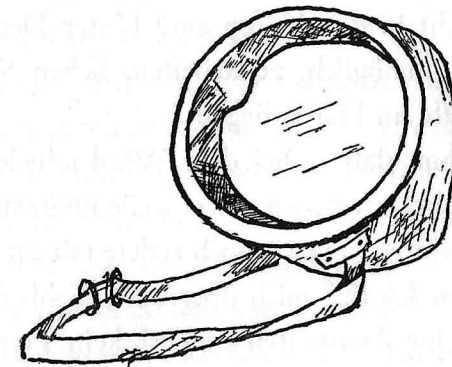
Als ich fünf Jahre alt war, bin ich mit einem Backtrog, den ich vom Bäcker gestohlen hatte, auf den See hinausgeschipert. Ich wurde natürlich entdeckt. Meine Lust zum Seefahren wurde durch eine kräftige Tracht eingedämmt. Nach einem Jahr hatte ich mich jedoch so weit gekräftigt, daß ich einen Bretterzaun beim Nachbarn abmontieren konnte. Ich arbeitete ihn zu einem Boot um, das natürlich nicht dicht hielt. Wieder mußte der Bäcker herhalten. Mit gemaustem Brotteig verschmierte ich die Ritzen. Da dies immer noch keine ideale Lösung war, mußte ich ein Federkissen von Mutter und eine Tonne Teer vom Onkel besorgen. Die aus Federn und Teer hergestellte Schmiere reichte endlich aus, um das Boot dicht zu kriegen. Ein gleichfalls aus Mutters Wäschschrank stammendes Laken diente als Segel. Mit fachmännischem Blick hatte ich ihr bestes erwischt.

Leider löste sich dieses Schiff beim ersten Stürmchen, das die Wellen unseres Sees kräuselte, in Wohlgefallen auf. Der Käpp'n eines Lastkahns zog mich aus den Wellen und vertrimmte mich an Ort und Stelle. Hinterher gab es: Eine Tracht Prügel von Vater für das Ereignis überhaupt. Eine Tracht Prügel vom Nachbarn, der seinen Bretterzaun vermißte. Eine Tracht Prügel vom Onkel, der schon seit zwei Wochen sein Dach reparieren wollte und die Teertonne

suchte. Ferner eine Tracht von Mutter für das schöne Federkissen.

Ich dachte, jetzt sei ich durch. Gefehlt. Nach einer Woche entdeckte Mutter, daß ihr bestes Laken fehlte. Sie fragte mich erst gar nicht, so sicher war sie, daß ich auch das Laken auf dem Gewissen hatte. – Diese Wucht war die letzte.

Vater zog daraus die Konsequenzen: er steckte mich, kaum



TAUCHERBRILLE

vierzehn Jahre alt, in die Kaiserliche Marine. Doch das ist eine Geschichte, die ich vielleicht mal ausführlicher in einem Buch erzähle, denn inzwischen war unser Schiff mit dem wackeren Ante am Steuer in die Nähe der Insel gekommen, und ich mußte meine Augen aufreißen. Denn etwas stimmte hier nicht.

Eine neue, in keiner Seekarte und keinem Segelhandbuch verzeichnete Mole war hier gebaut worden. Hinter diesen

beiden Molenköpfen lag der Hafen. An der einen Seite waren Segler verankert. Die gegenüberliegende Seite war nicht als Liegeplatz geeignet, denn Klippen zogen sich vor der Molenwand hin.

„Maschine stop, Anker aus!“ gab ich meinen Befehl, den Ante aussagte. Die Matrosen eilten an die Ankerwinde. Die Kette rasselte durch die Klüse. Dann lag das Schiff fest.

Hans Hass kam an Deck. „Was ist los?“ fragte er. „Warum laufen wir nicht in den Hafen ein? Unter Deck ist es bei dem Seegang unmöglich, zu arbeiten. Sehen Sie nur, wie ruhig die Schiffe im Hafen liegen.“

Ich erklärte ihm, daß es bei dem Wind schwierig sei, die schmale Einfahrt zwischen den wellenumtosten Molenköpfen zu gewinnen. Hass jedoch redete mir zu, einen Versuch zu wagen. Ich ließ mich überreden. Schließlich war es für ihn und seine Assistenten wirklich kein Vergnügen, auf dem rollenden Schiff zu arbeiten.

„Anker auf!“ schallte das neue Kommando. Die „Ostmark“ nahm Fahrt auf.

Wir fuhren mit Motor und kleiner Besegelung durch die Einfahrt. „Ruder hart steuerbord!“ rief ich. Ante drehte das Rad herum. Wir wollten einen Liegeplatz zwischen den Seglern gewinnen. Da hatten wir aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Wind wehte jetzt steif von vorn und trieb das Schiff über den Achtersteven auf die Klippen hinter uns zu. Das war eine schöne Geschichte!

„Ruder hart Steuerbord!“ schrie ich wieder. „Anker aus! Fix, Jungs, macht, daß ihr an eure Plätze kommt!“

Ich hatte Hans Hass, der neben mir stand, einen Augenblick völlig vergessen. Er und sein Mitarbeiter lugten angestrengt nach achtern, ob wir frei kämen.

Alle Wetter, der Anker schleppte. Wahrscheinlich Treibsand. „Zweiter Anker aus!“ rief ich. Die Matrosen ließen in fieberhafter Eile den zweiten Anker fallen. Das Schiff trieb vor dem Sturm weiter nach achtern.

Der Dieselmotor lief auf Höchsttouren. Endlich kam der Vordersteven zentimeterweise herum. Ich ließ die Anker wieder einholen und jagte die Matrosen mit lauten Flüchen in die Segel. Um Haaresbreite scherten wir am Molenkopf vorbei und waren wieder aus dem Hafen.

Ich nahm die Mütze ab und wischte mir den Schweiß von der Stirn. „Donnerwetter!“ sagte Hass zu seinem Assistenten. Dann warfen wir vor der Bucht Anker und warteten den Morgen ab. Der Sturm war abgeflaut. Wie liefen in den Hafen ein.

Ich fand meine Vermutung bestätigt: der Grund war Treibsand. Hier hätten uns auch zehn Anker nichts genutzt. Wir wären auf den Klippen zerschellt.

In einer Bucht der Insel entdeckte Hass beim Tauchen einen riesigen Zackenbarsch, der sich in einer Höhle verborgen hielt.

Hass tauchte nur einen Augenblick auf und rief: „Zackenbarsch!“ Das genügte, um alle in Sekundenschnelle ins Wasser zu bringen. Ich hatte meine ersten Tauchversuche mittlerweile auch hinter mir und sprang ihnen nach. Hass hatte mir eine seiner Brillen gegeben, die ich übrigens heute noch habe.

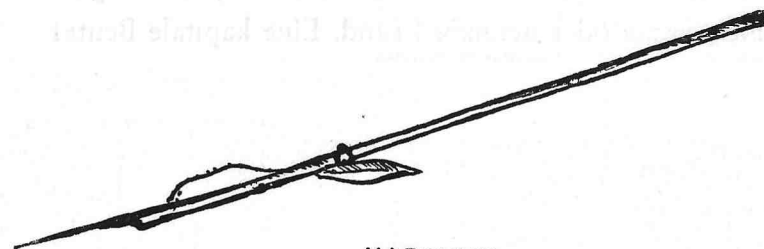
Hass und seine Assistenten versuchten, den Barsch in der Höhle aufzustöbern. Er wollte und wollte nicht hervorkommen.

Da schallte der Ruf „Hai!“ durch das Wasser. Aufgeregt umschloß das Tier die Männer, die immer wieder versuchten, mit Kamera und Harpune auf den Zackenbarsch zum Schuß zu kommen.

Der Hai ist jedoch bei weitem nicht so angriffslustig, wie der Laie annimmt. Wohl schnappt er gern nach Menschen, wenn es ihm ungefährlich erscheint. Tauchen sie aber unter Wasser wie seinesgleichen auf, wird er vorsichtig. Außerdem hatten Hass und seine Assistenten das einzige Mittel entdeckt, ihn zu verscheuchen: man muß laut schreien. Der Schall pflanzt sich unter Wasser besser fort als in der Luft. Für den Hai, der nur die leisen Unterwassergeräusche gewohnt ist, die von den Bewohnern des Meeres erzeugt werden, klingt ein Schrei wie für unsere Begriffe der Donner. Fast immer gelingt es, ihn so zu verscheuchen. Sonst ist man auch machtlos gegen ihn. Hans Hass erzählte mir, daß seine Haut so fest sei, daß ein Messer oder sogar eine Har-

pune glatt an ihr abgleiten könne. Um ihn zu töten, müsse man ihm einen Stich ins Herz versetzen. Dies ist jedoch sehr klein und von Knorpeln geschützt.

Endlich sah ich, wie die Taucher den Zackenbarsch aus der Höhle bekamen. Ich war immer noch im Wasser und beobachtete aufgeregt den letzten Kampf. Fast ertrank ich an der Wasseroberfläche, denn ich wollte keine Sekunde



HARPUNE

dieses Schauspiels verlieren. Auch hatte ich etwas Angst, den Hai aus den Augen zu lassen. Vielleicht schnappte das Biest nach mir?

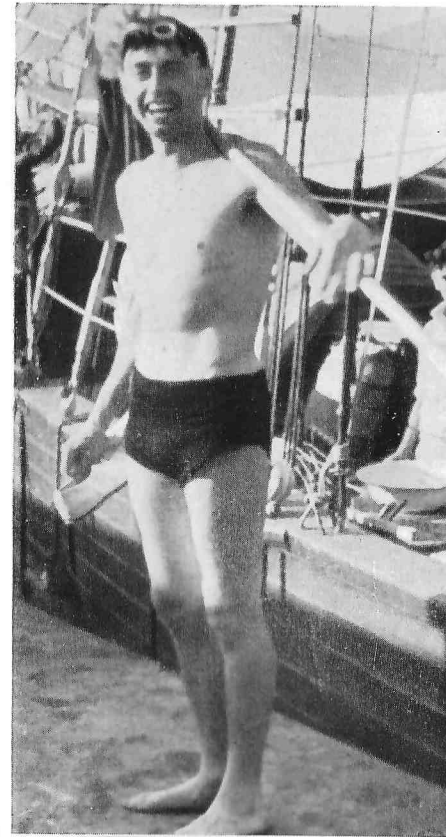
Hass hatte die Kamera in der Hand und filmte. Seine Männer folgten dem Barsch mit der Harpune. Schließlich schossen sie ab. Der Zackenbarsch fuhr wild im Wasser hin und her und wickelte ein gehöriges Stück Harpunenschnur ab. Die Taucher mußten höllisch aufpassen, daß sich bei den wilden Bewegungen des Fisches die Schnur nicht in den Felsen verfang. Dazu war der Hai immer noch in der Nähe und wartete auf leichte Beute.

Nur selten kam einer oder der andere der Männer an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen. Dann ging es gleich wieder in die Tiefe. Endlich war die Beute müde. Die Jäger tauchten aus den von den Korallen und Felsen gebildeten Schluchten auf, zwischen sich den erlegten Fisch. Schließlich waren alle wieder an Bord. Zwischen uns auf dem Deck lag der erlegte Zackenbarsch. Die Harpunenspitze saß ihm in der Seite. Er war anderthalb Meter lang und wog sicher seine achtzig oder neunzig Pfund. Eine kapitale Beute!

Rechts: Rast auf dem Marsch zum Kloster

Unten rechts: Kroatische Matrosen am Steuer

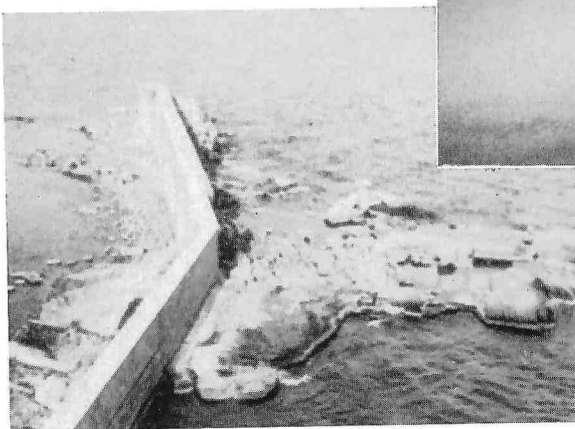
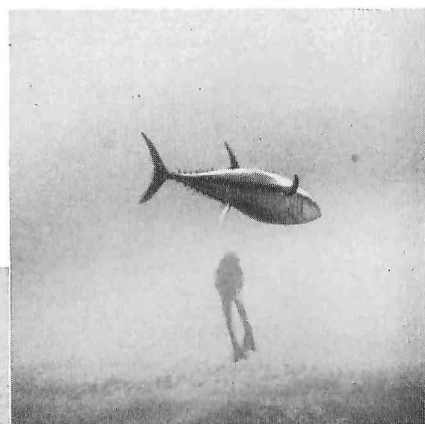
Unten: Ein Schnappschuß





Die Post kommt

Rechts: Hans Hass filmt einen Thunfisch



Links: Die Mole, an der die „Ostmark“ beinahe zerschellt wäre

Mon. H. Sotiros

Über Skopelos nahm die „Ostmark“ Kurs auf die Insel Chilodromia. Chilodromia soll die letzte Stelle in Europa sein, wo es, neben unzähligen wilden Schafen und Ziegen, noch Steinböcke gibt. Es klingt kaum glaubhaft. Aber überlegen wir einmal: kennen wir Steinböcke, diese mutigen, unübertrefflichen Kletterer, nicht nur noch aus den Horoskopen in Illustrierten?

Wir landeten, denn in Dr. Böhler war das Jagdfieber erwacht. „Unmöglich, so einen Steinbock zu erlegen“, sagten die Eingeborenen. Dr. Böhler ließ sich nicht beirren. Er nahm eine weittragende Jagdflinte aus der Kiste und machte sich an den mühsamen Aufstieg in die sonnendurchglühten, zerklüfteten Berge.

Ante und ich blieben am Strand zurück. „Er Steinbock – unmöglich!“ sagte Ante.

„Wieso?“ fragte ich.

„Klärer als Jäger“, behauptete mein Bootsmann.

„Abwarten“, meinte ich. „Ihr behauptet zwar alle, daß Dr. Böhler keinen Bock vor die Flinte bekommt, aber ich wette um einen Kasten Bier mit dir, daß er nicht ohne Beute zurückkommt.“

Ante schneuzte sich. „Bier schon gewonnen“, sagte er siegessicher.

Dr. Böhler war bald unseren Blicken entschwunden. Ich wartete jeden Augenblick auf den Knall, der anzeigte, daß er seine Büchse abgeschossen hatte. Ante merkte das und grinste geradezu unverschämt. „Nix Knall“, sagte er.

Dr. Böhler erzählte uns, wie er zu Anfang siegessicher in die Berge geklettert war, die einem glühenden Hexenkessel glichen.

Nach Stunden bekam er wirklich einen Steinbock zu Gesicht, ein kapitales, stolzes Tier, das an den steilsten Felsgraden hochkletterte als sei es ein Gartenweg. Bevor Dr. Böhler zum Schuß kam, war er verschwunden. Sie wittern den Jäger auf mehrere hundert Meter Entfernung. Ein letztes silbernes Leuchten seines Felles war noch einmal wenige Sekunden später an einer Biegung zu sehen, dann war er fort.

Dr. Böhler war ein Mann, der die Ruhe behielt. Einer seiner Hauptspäße war, schlafende kleine Haie zu erschrecken, indem er sie am Schwanz packte. Wenn die verblüfften Tiere dann aufgeregt durchs Wasser schossen, ließ Böhler sich von ihnen ziehen mit einer Miene wie wir sie machen,

wenn wir Karussell fahren. So ließ er sich von dem einen Steinbock, der ihm durch die Lappen gegangen war, nicht abschrecken. Er stieg weiter hinauf in die Felsen. Als er am Abend zurückkam, kletterte er todmüde und zerschunden ins Beiboot. Er hatte noch einige Böcke ausgemacht. Aber zum Schuß gekommen war er auf keinen von ihnen. Er hatte auch keinen schlafenden Steinbock am Schwanz packen können. Diese flinken Könige der Felsen waren dem Verfolger entkommen.

Als Dr. Böhler müde und verschwitzt zum Beiboot zurückkam, warf Ante den Motor nicht an, ohne lächelnd einen Schuldschein für einen Kasten Bier von mir eingestrichen zu haben, auszahlbar im Hafen Piräus.

„Was macht ihr denn da?“ fragte Jörg Böhler, der sich mit einem Tuch die Stirn frottierte.

„Ach, nur eine kleine Wette“, sagte ich. „Ante war sicher, daß Sie nichts schießen.“

Jörg Böhler sah uns zweifelnd an und brummte etwas, was im Tuckern des Dieselmotors unterging.

Trotzdem das Jagdglück Böhler nicht hold gewesen war, kam er in Gesprächen immer wieder auf die Steinböcke Chilodromias zurück. Es war ein großes Erlebnis, diese starken, mutigen Einzelgänger in freier Wildbahn gesehen zu haben, wie sie mit silberleuchtendem Fell auf dem äußersten Rand der Klippen sich gegen den klaren Himmel Griechenlands abhoben und stundenlang aufs Meer sahen.

Wir setzten wieder Segel und ließen uns von einer frischen Brise weiterräumen.

In der Stadt Skopelos machte mich ein freundlicher Grieche auf das Kloster Mon. H. Sotiros aufmerksam, das oben auf dem Berg gelegen war. Er schilderte mir dieses alte Bauwerk in so lebhaften Farben, daß ich beschloß, seinem Rat zu folgen und einen Fußmarsch dorthin zu unternehmen, während die „Ostmark“ im Hafen lag. Der Grieche hatte mir versichert, daß es nur ein halbstündiger Weg zum Kloster sei. Das stellte sich jedoch als eine bloße Höflichkeit heraus. Die Griechen untertreiben immer, wenn man sie nach der Dauer eines Weges fragt. Sie können dem Wanderer anscheinend nicht zumuten, daß er die bittere Wahrheit erträgt. So war es auch in diesem Fall.

Nach vier Stunden Marsch in glühender Sonne war ich erst in die Nähe des Klosters gelangt. Der letzte Teil des Weges jedoch, der noch steiler bergan führte als bisher, begann erst hier.

Endlich lag das aus alten Gebäuden und neuen Ergänzungen merkwürdig zusammengesetzte Gebäude vor mir. Erschöpft klopfte ich an das schwere Tor. Eine Klappe öffnete sich, das rundliche Gesicht eines Mönches sah heraus. Dann öffnete sich der Türflügel.

Der Mönch begrüßte mich freundlich und tappte in seiner braunen Kutte vor mir her. Er hatte erkannt, was mir fehlte: Wir landeten im Eßsaal.

Im Nu war ich von anderen Brüdern umringt, die mit tausend Fragen auf mich einstürmten, von denen ich nur die Hälfte verstand. Während ich dem köstlichen Mahl zusprach, das wie von Zauberhand vor meinen Augen auf dem gescheuerten Holztisch erschien, versuchte ich, den Brüdern klarzumachen, was ein Forschungsschiff sei. Am meisten jedoch interessierte es sie, zu hören, was ein Maschinengewehr sei.

Ich konnte es kaum fassen. Das war ja das reinste Paradies! Die Welt wurde von Kriegen umgekrempelt, und hier, auf dieser herrlichen Insel, waren Mönche fünfzig und sechzig Jahre alt geworden, ohne erfahren zu haben, was ein Maschinengewehr ist! Man sollte die Staatsmänner auf dieser Insel aussetzen, solange es noch Zeit ist.

Nachdem ich den herrlichen Blick vom Kloster über die Inselküste mit ihren silbernen Buchten vorgeführt bekommen hatte, machten wir uns zum Schiff auf, das heißt, ein paar Mönche begleiteten mich, die sich überzeugen wollten, daß ich sie mit dem Maschinengewehr nicht angeschwindelt hatte.

Der Rückweg war noch schlimmer. Als wir einmal rasteten, sah ich, daß sie scharfen Steine es wahrhaftig geschafft hatten, meine stabilen Kommissstiefel aufzulösen. Eine Socke, die Bordhund „Ostmark“ übriggelassen hatte, sah bereits aus dem linken Schuh. Auch der rechte versprach, spätestens am Hafen auseinanderzufallen. Als ich das Deck der „Ost-

mark" endlich betrat, hatte ich, zum Vergnügen meiner Matrosen, den linken Schuh in der Hand.

Auch die Mönche belustigte das sehr. Sie hatten gut lachen in ihren Ziegenledersandalen.

Nachher hatte ich jedoch die Lacher auf meiner Seite. Die Brüder von Mon. H. Sotiros bewunderten unsere Schiffsausrüstung. Als wir ihnen das Maschinengewehr zeigten und Ante sogar eine Salve daraus abfeuerte, verschwand einer der Brüder blitzartig hinter einer Tonne. Das war wirklich ausgemachtes Teufelswerk!

So hatten wir viel Spaß mit den Mönchen von Sotiros. Zur Ergänzung unseres Frischfleischvorrates tauschten wir von ihnen einen Hammel gegen Schiffszwieback ein. Auch ein paar Pfund wunderbaren Honigs handelten wir ein. Dann hieß es schon wieder Abschied nehmen.

Ein Rudel Delphine zog neben dem Schiff her, als wir mit Kurs auf die nächste Insel die Bucht verließen. Von der Höhe her grüßte das Kloster der freundlichen Brüder.

Auch während der Fahrt ließen Hass und seine Männer keine Stunde nutzlos verstreichen. In der Kajüte neben mir klapperte unentwegt Hass' Schreibmaschine. Hass war, wie seine Leute, von den Anstrengungen der Expedition abgemagert. So sann ich auf ein Mittel, ihn zur Ruhe zu zwingen. Ich klopfte an seine Tür.

„Müssen Sie denn immerfort maschineschreiben“, sagte ich anscheinend barsch. „Ich finde ja keine Ruhe.“

„Höre schon auf“, sagte Hass, und ich dachte, daß ich ihn so gezwungen hatte, sich auszuruhen. Weit gefehlt! Als ich eine Stunde später zufällig aufs Vorderdeck ging, saß er dort im Schatten der Segel, die Schreibmaschine auf den Knien. Ich klärte ihn über meine List auf, die nun verfehlt war. Hass lachte, nahm seine Schreibmaschine, zog wieder in die Kajüte und – schrieb weiter.

Er war ein unermüdlicher Arbeiter. Wie er es nebenbei noch fertigbrachte, mir Ratschläge für meine eigenen bescheidenen Tauchversuche zu geben und mich über die Schönheit der Unterwasserwelt aufzuklären, ist mir heute noch ein Rätsel.

Wirklich hatte ich eine neue Welt entdeckt. Unter Wasser ist es längst nicht so dunkel und farblos, wie der Laie annimmt. Felsen, Korallen, Pflanzen und Sand zaubern auf dem Meeresgrund ein buntes, unbeschreibbar farbenfreudiges Gebirge, das von ebenfalls keineswegs farblosen Fischen bevölkert wird. Man denke einmal an die Zierfische in Aquarien. Ihre Buntheit ist nicht etwa das Ergebnis langer Züchtungen in Glasbottichen, ihre Brüder kommen noch bunter und noch leuchtender in den schillerndsten Farben im Meer vor.

Auch dunkel ist es nicht dort unten. Man kann meist bis zu 30 Meter weit sehen. Wenn man einmal diese Welt erleben durfte, versteht man auf einmal, daß es Menschen wie

Hass gibt, die ihre Lebensaufgabe darin sehen, sie zu erforschen und ihren Mitmenschen näherzubringen.

Hans Hass erzählte mir einmal, wie er dazu gekommen war, diesen merkwürdigen Beruf zu wählen. Er verbrachte seine Ferien an der Riviera und traf dort einen Mann, der wie ein Südsee-Insulaner zwischen den Klippen tauchte und Fische speerte. Es war der bekannte amerikanische Schriftsteller Guy Gilpatric.

Schon in den nächsten Tagen war auch Hans Hass zwischen den Riffen zu sehen, wie er Fische harpunierte. Ein gerader Weg führte von da zu den Erfolgen, auf die er jetzt zurückblicken darf.

Einen meiner größten Tage erlebte ich auf dieser Expedition, als ich zusehen konnte, wie Hass einen Thunfisch filmte. Das riesige Tier schien direkt auf ihn zuzuschwimmen. Hass verharrte in seiner Stellung, bis er den Rachen des Giganten unmittelbar vor der Kamera hatte. Dann machte er eine leichte Ausweichbewegung mit den Flossen. Der Thunfisch schoß an ihm vorbei. Hass hatte wundervolle Aufnahmen bekommen.

Für mich war diese Pirsch mit der Kamera auf einen der größten der Meeresbewohner ein Erlebnis. Für Hass gehörte sie zu seinem Tagewerk.

Kapitän Thie verschollen?

Lähmende Hitze überfiel uns, während wir zwischen den Inseln Melissa, Jiura und Piperi kreuzten. Die Decksplanen schienen sich zu wölben. Das Schiff war trocken wie Zunder. Die Forscher hatten ihre Badekappen mit weißen Tüchern versehen, die den Nacken gegen die Sonne schützten. Meine Matrosen lagen, soweit sie nicht Dienst hatten, apathisch im Schatten der Segel auf dem Deck. In den Kabinen war es nicht auszuhalten. Hier oben wehte wenigstens ab und zu ein Lüftchen. Trotzdem waren 50° Celsius keine Seltenheit. Wir beschlossen, zwischendurch einen Abstecher zu den Inseln Skandsura und Skiros zu machen. Skiros ist die südöstlichste und zugleich die größte Sporadeninsel und hat einen 368 Meter hohen Berg, der sich stolz *Olympos* nennt.

Diese Route war nicht ungefährlich, weil englische U-Boote die Gewässer verseuchten. Wirklich gab eines Tages, in der Mittagsstunde, der Ausguck U-Boot-Warnung.

„Sehrohr drei Strich Backbord voraus!“ schallte es über das Deck, das im Augenblick in einen Ameisenhaufen verwandelt war.

„Kanonen und Maschinengewehr klar!“ rief ich. „Keine Kursänderung!“

Uns blieb keine Wahl. Vielleicht ließ sich das U-Boot verblüffen. Zwar konnten wir mit unseren Waffen, die höchstens Erbsen schleuderten, nichts gegen das 10,5-cm-Geschütz unternehmen, mit dem das U-Boot ausgerüstet war. Aber noch war es nicht aufgetaucht, und schließlich gab es U-Boot-Fallen, die genau so aussahen wie die „Ostmark“. Manches U-Boot ist im Krieg von einem harmlos scheinenden Segler zur Strecke gebracht worden.

Gespannt hingen unsere Blicke an dem Stückchen Sehrohr, das auf der Backbordseite am Schiff vorbeizog. Endlich war es unseren Blicken entschwunden. Wir atmeten auf. Wahrscheinlich war es ein deutsches Boot, das, ohne sich von uns stören zu lassen, seinen Kurs unter Wasser weiterlief.

Bei Skiros stöberten wir im flachen Wasser einen schönen Zitterrochen auf. Diese scheibenförmigen Tiere wühlen sich in den Sand und versetzen neugierigen Krebsen oder Fischen, die sie berühren, elektrische Schläge. Ist die Beute betäubt, wird sie mit Haut und Haaren verzehrt. Der Zitterrochen und der Thunfisch sind die Chamäleons des Meeres. Es ist bewundernswert, wie sie ihre eigene Färbung der ihrer Umgebung anpassen können. Wir machten uns

einmal den Spaß, eine gestreifte Sonnenmarkise in einer Wanne auszubreiten, und setzten einen gefangenen Tintenfisch darin aus. Ehe er uns das Wasser vernebelte, sahen wir wirklich, wie seine Hautoberfläche die Streifung der Markise täuschend annahm.

Ein ideales Mittel zur Beobachtung des Meeresbodens an flachen Stellen ist der Kahn mit Glasboden, wie man ihn bei Capri benutzt.

In einfacher Abwandlung dieser Konstruktion ersetzen die Griechen den Boden eines Eimers durch eine Glasscheibe. So hat man einen idealen Beobachtungsapparat. Auch wir benutzten ihn, um im flachen Wasser unsere Beobachtungen anzustellen.

Nach diesem Abstecher segelten wir schnell wieder zur Insel Melissa zurück. Dort mieteten wir ein Versetzboot, mit dem Hass und seine Mitarbeiter ihre Fahrten zwischen die Riffe und in die Buchten unternahmen.

Während das Schiff in der Bucht verankert lag, unternahm ich meine eigenen Ausflüge mit dem Beiboot der „Ostmark“. Eine dieser Fahrten sollte mir fast zum Verhängnis werden. Der Bucht im Norden der Insel Melissa ist eine andere kleine Insel vorgelagert, Sphika mit Namen. Sie ist wie ein Pilz ausgewachsen. Die äußeren Felsen hängen bis in das Wasser hinab, während sich innen eine tunnelartige mit Luft angefüllte Höhlung befindet. Sogar eine Art Strand ist an manchen Stellen.

Davon hatte ich jedoch keine Ahnung, als unser Beiboot in elegantem Bogen zwischen den Klippen entlangpflügte.

„Wollen mal hier anhalten“, sagte ich zu den Matrosen. „Ich will hier tauchen. Wo die Felsen ihre Höhlen unter Wasser bilden, sind vielleicht interessante Fische zu entdecken. „Puck, puck . . . puck“, machte der Motor. Dann lagen wir still. Ich streifte Hass' Brille über und sprang über Bord.

Vor meinen Augen tat sich im Schatten der Felsen eine Höhle auf. Ich schwamm hinein, entdeckte aber nichts Besonderes. Auf einmal merkte ich, wie der Boden anstieg. Ich schwamm nach oben. Auf einmal bekam ich Luft.

Mir wurde klar: Ich war unter die überhängenden Felsen geraten, war sozusagen im „Bauch“ der Insel. Ein richtiger Strand breitete sich hier aus. Aber das war eine unheimliche Welt. Kein Grashalm wuchs in diesem Halbdunkel. Suchend eilte ich am Strand auf und ab, um vielleicht einen Ausgang zu finden. Jetzt hatte ich auch die Stelle vergessen, an der ich getaucht war.

Eisig kalt war es hier unten. Kein Lebewesen, nicht einmal eine Qualle war zu sehen. Ich begann zu frieren. Was nun, wenn ich an einer Stelle tauchte, wo die Felsen bis auf den Grund gingen? Vor meinen Augen erschienen Bilder, auf denen Zeitungsjungen die mit großen Schlagzeilen bedeckten Blätter hinhielten: „Kapitän Thie verschollen“, stand

da. Kein Mensch würde mich hier suchen. Sicher war mein Matrose schon mit dem Beiboot zurückgefahren, um die anderen zu holen. Sie würden mit langen Stangen versuchen, meine Leiche zu finden, und dann würden sie unverrichteterdinge abziehen. Mich aber würden sie vielleicht in zweitausend Jahren als Mumie hier finden.

„Hallo . . .“, rief ich. Niemand antwortete. Unheimlich schallte das Echo zurück.

So ging das nicht weiter. Ich nahm meine ganze Entschlußkraft zusammen, holte tief Luft und tauchte, tauchte, tauchte. Endlich, als meine Lungen zu zerspringen drohten, schwamm ich an die Oberfläche. Nach Atem ringend sah ich mich um. Dicht hinter mir strebte die Felswand steil in den Himmel.

Danach war mir nach friedlicheren Abenteuern zumute. Wir machten Reinschiff auf der „Ostmark“. Bis zur Bilge wurde alles umgedreht. Die Bodenbretter wurden herausgenommen, die Lage des Eisen- und Bleiballastes kontrolliert, die Süßwassertanks gespült und die Wasserstandsrohre gesäubert. Dann ging es mit Schrubber und Farbtopf über das übrige Schiff her. Nur eines gelang uns nicht: die Kühlanlage zu reparieren, die bereits zu Beginn der Reise entzwei gegangen war. So war unsere Nahrung etwas einseitig geworden. Reis, Bohnen und Büchsenfleisch konnte bald niemand mehr sehen. So beschloß ich, trotz der schlechten Erfahrungen, die ich mit meinem Fußmarsch auf Skopelos

gemacht hatte, an Land zu gehen und vielleicht etwas Eßbares für uns aufzutreiben, was aus dem Rahmen unserer eintönigen Verpflegung fiel. Auch der Frischfisch, mit dem uns Hass reichlich versorgte, brachte ja nicht viel Änderung in den Küchenzettel, obgleich ich die Besatzung mit Karpfen polnisch verpflegte. Unglücklicherweise waren die Griechen Süßwasserfisch abgeneigt. Vom Aal zum Beispiel behaupteten sie steif und fest, daß er ein Aasfresser sei. Ich säte tiefes Mißtrauen in ihre Herzen, als ich dem Koch einmal befahl, Aal grün für mich zu kochen.

Ein Verpflegungskommando ging mit mir von Bord, und wir organisierten etwas Obst, Gemüse und ein paar Schlachthammel die, wer weiß wovon, auf dieser kargen Insel fett geworden waren. Als wir zurückkamen, blitzte die „Ostmark“ vom Bugspriet bis zum Achtersteven. Bootsmann Antè hatte ganze Arbeit gemacht. Nur einer hatte „Reinschiff“ überlebt, ohne auch nur einen nassen Finger zu bekommen: mein Funker. Immer, wenn ich versuchte, ihn aus der Kabine zu scheuchen, steckte er nur die mit Kopfhörern bewehrten Ohren aus der Tür und rief: „Gerade wichtige Funksprüche, Käpt'n! Komme dann später.“ Dabei blieb er. Solange er bei mir an Bord war, sind die wichtigen Funksprüche nicht alle geworden. Sonst war Ulrich jedoch ein ganzer Kerl. Die „Funkerkrankheit“ konnte man ihm deshalb nicht übelnehmen. Außerdem besaß er so etwas wie einen sechsten Sinn. Nie ist ihm

ein Funkspruch entgangen, der für uns interessant war. Immer stellte er wie durch Zufall die richtige Welle ein. Eine Tatsache, die uns vielleicht manchmal das Leben gerettet hat.

Haie! Haie! Haie!

Wer von den Expeditionsteilnehmern wird sie je vergessen, die äußersten Sporadeninseln Piperi und Jiura? Stand uns doch hier das größte Erlebnis dieser Expedition bevor, die Beobachtung einer Heerschar von Haien.

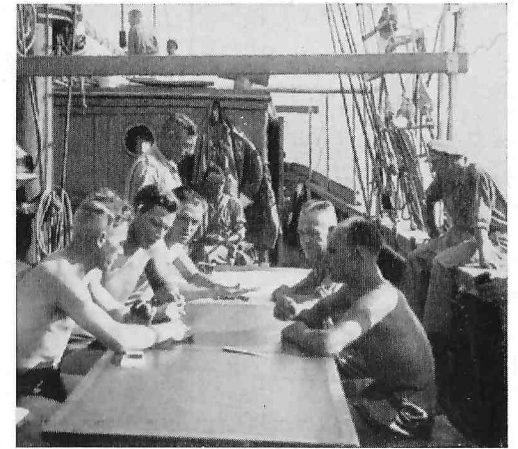
Im Segelhandbuch besteht dreiviertel der Beschreibung dieser Inseln aus Warnungen. Klippen, Korallen, wieder Klippen. Eine der gefährlichsten Ecken in der Ägäis für den Schiffer.

Hass und seine Mitarbeiter hatten sich in einem kleineren Boot eingerichtet, das sich besser durch das Gewirr der Klippen schleichen konnte als die „Ostmark“.

Im Beiboot trafen wir die Forscher und brachten ihnen, was sie brauchten. Als feste Stationen ließ Hans Hass Zeltlager errichten. Hier in den Buchten machte er seine Versuche mit Dynamit in großem Stil.

Es war Abend. Die „Ostmark“ wiegte sich in der leichten Dünung. Die Wellen plätscherten gegen die Planken.

Rechts: Die Besatzung an Bord



Unten: Vor einer Sporaden-Insel



Unten: Der Kommandant im Segel





„Mit persönlicher Widmung . . .“

Trotzdem war ich unruhig, als ich in die Kojе ging. Ich hätte nicht sagen können, weshalb.

Mir schien, ich sei gerade eingeschlafen, als Bootsmann Ante mich weckte. „Kapitän, Elmsfeuer!“ raunte er mir im Dunkeln zu. Schnell war ich an Deck. Für den Seemann bedeuten Elmsfeuer immer die Ankündigung eines Unheils. Meistens gibt es Sturm, abergläubisch jedoch wie der Seemann ist, pflegt er dies auch auf anderes Unheil auszuweiten. Wahrscheinlich handelt es sich jedoch um elektrische Entladungen der Luft, die natürlich, das ist nahelegend, plötzlichen gewitterähnlichen Unwettern vorausgehen.

Ante und ich starrten auf die Masten, an deren Spitzen jene unheimlichen Lichter am dunklen Nachthimmel zitterten, verlöschten und wie kleine Irrwische wieder auftauchten. Sie kletterten an den Wanten hoch. Dann war die Erscheinung wie ein Spuk verschwunden.

Ich befahl der Wache besondere Aufmerksamkeit und ging in die Kabine zurück, um weiter zu schlafen. Mehrmals aber stand ich nachts auf, um nach dem Barometer zu sehen. Der neue Tag brach an, versprach jedoch genau so herrlich zu werden wie der vorige. Das Beiboot war bereits zu Wasser gelassen. Mein Funker Ulrich und zwei Matrosen sollten mich begleiten. Wir wollten Hans Hass einige bereits verpackte und mit Zündanlagen versehene Dynamit-

ladungen bringen, denn heute sollten Sprengungen in größerem Ausmaß durchgeführt werden.

Immer noch wurde ich den Gedanken an die Elmsfeuer nicht los. Das Wetter hatte sich nicht verschlechtert. Würde sonst alles gut gehen?

Der Beiboot-Motor puckerte wacker drauflos. Bald kam das Zeltlager in Sicht. Hass und seine Mitarbeiter waren noch beim Frühstück, doch lag auch ihr Boot schon bereit.

„Heute nacht hatten wir Elmsfeuer“, sagte ich zu Hass. Der lachte wieder sein unbekümmertes Jungenslachen.

„Wird schon kein Unwetter kommen“, meinte er. „Haben Sie alles bereit?“

Ich bejahte. Die Dynamitladungen wurden im großen Boot verstaut. Kameras und Tauchausrüstungen wurden noch einmal durchgesehen. Dann setzten sich die Boote zu der ausgemachten Stelle in Bewegung. Heute würden die Haie satt werden.

Eine gute halbe Stunde später knallte es zum erstenmal, dann noch ein paarmal hintereinander. Wasserfontänen schossen auf. Schnell war die See weiß von den Leibern der Fische, die mit geplatzten Schwimmblasen nach oben getrieben wurden. Ein unvergeßlicher Anblick, wie der Reichtum des Meeres hier greifbar aus der Tiefe an die Oberfläche kam. Schon jedoch sichteten wir die ersten Silberstreifen im Wasser, die das Nahen der Haie, der Tiger des

Meeres, ankündigten. Hier und dort tauchte eine der so gefürchteten Dreieckflossen aus dem Wasser.

Schon waren die Forscher über Bord und im Wasser. Wir beobachteten aufgeregt, wie sie arbeiteten, wie einer dem anderen Rückendeckung gab, während dieser filmte.

Immer mehr Haie versammelten sich. Wir zählten zwanzig, dreißig, sechzig, schließlich etwa achtzig Haie, vom Baby bis zum ausgewachsenen Tigerhai. Mitten in diesem Tohuwabohu, dem aufgewühlten Wasser und den hin und her schießenden Raubfischen arbeiteten die Taucher.

Hass hatte recht behalten: hier versammelten sich so viele Haie, daß er jeden Meter Film nutzbringend verwenden konnte. Allerdings beschwor er Gefahren um sich herauf, die uns Zuschauern das Blut in den Adern erstarren ließen. Die Tiere waren, erschreckt durch den Knall und verwirrt durch die allzu leichte Beute, die an der Oberfläche trieb, unbändig, wie ich sie nie gesehen hatte. Sie schossen hin und her, manchmal um Haaresbreite am Objektiv der Kamera vorbei.

Da ... ein Hai schoß von hinten auf den filmenden Hass zu. Ein vielfältiger Schrei durchdrang das Wasser. Jetzt – hatte der Hai den Forscher erwischt? Ein riesiges Biest! Nein. Hass bekam einen mächtigen Stubs, aber durch den Schrei irritiert, ließ der Hai ab und schwamm mit peitschenden Flossenschlägen davon.

Hass kam einen Augenblick an die Oberfläche, tauchte aber

sofort wieder. Mit Schrecken hatten wir gesehen, wie blaß er aussah.

Als der Hai auf Hass losschoß, fuhr es mir einen Augenblick lang durch den Sinn: „Elmsfeuer“. Na, noch einmal war alles gut gegangen!

Als die Taucher die Arbeit beendet hatten, war Hass allerdings doch am Ende seiner Kräfte. Der Stubs war ärger gewesen, als er hatte zugeben wollen. Er mußte liegen. Jörg, Alfred und der „treue Xenophon“ hüllten ihn in Decken.

Wir begleiteten die Forscher zurück zum Zeltlager. Dann fuhren die Matrosen, Ulrich und ich wieder zurück zur „Ostmark“. Auf dem Rückweg wäre beinahe noch ein Unheil geschehen. Es war sehr heiß. Die Sonne brannte unbarmherzig auf das Boot nieder. Ulrich hatte seine Schuhe ausgezogen. Er saß im Bug und ließ einen Fuß ins Wasser hängen. Ich saß an der Ruderpinne, die Matrosen in der Mitte.

Wir waren durch die Hitze fast eingelullt, als ich plötzlich einen Silberstreifen auf Ulrichs Fuß zuschießen sah.

„Hai!“ wollte ich rufen, aber das Wort erstarb mir auf der Zunge. Es war zu spät. Da nahm Ulrich ganz zufällig den Fuß aus dem Wasser, gerade, als der Hai danach schnappen wollte. Der machte eine so wütende Wendung, daß das Wasser am Bug aufschäumte. Ulrich sah mich baß erstaunt

an. Wir bekamen alle kein Wort über die Lippen. Donnerwetter, das war noch mal gut gegangen! Ulrich zog sich schnell die Schuhe wieder an, so schnell, wie ich es noch nie bei ihm gesehen hatte.

Rückkehr

Funker Ulrich hämmerte auf die Tasten. „An Seekommandant Ägäis.“ Hass war morgens an Deck gekommen:

„Wir sind mit der Arbeit eigentlich fertig, Thie“, hatte er gesagt. „Haben Sie schon Nachricht, ob Sie uns nach Kreta bringen können?“

Deshalb Ulrichs Ruf an den Seekommandanten. Das Schiff dümpelte in der leichten Dünung vor der Insel. Für die Forscher gab es noch genug zu tun. Sie unterbrachen ihren Tageslauf kaum. Trotzdem merkte man, daß sie genau so gespannt waren wie die Besatzung. Bootsmann Ante, der gewohnt war, in seinen seemännischen Beruf Überraschungen durch unangenehme Befehle mit einzubeziehen, murmelte düster:

„Wetten, daß wir in vierzehn Tagen in Piräus Minen polieren?“ Damit spleißte er mit heftiger Bewegung zwei Tauenden zusammen.

Aus der Funkerkabine quäkte immer noch der Morsesender. Endlich steckte Ulrich den Kopf zur Tür heraus.

„Achtung, Piräus in der Leitung“, schrie er. Im Nu belagerten die Forscher und meine Männer seine Kabine. Der Sender gab Zeichen. Ulrich schrieb mit. Auf den Knien hatte er bereits das Codebuch.

„Was ist?“ sagten Hans Hass und ich wie aus einem Mund, als der Sender verstummte.

„Funkspruch vom Seekommandant Ägäis“, meldete Ulrich und spannte uns mit seiner Sachlichkeit auf die Folter. Dann kam das dicke Ende: „Ostmark‘ läuft nach Abschluß der Forschungsarbeiten nördliche Sporaden schnellstens Piräus an für neue Aufgaben. Gezeichnet der Seekommandant.“

„Schade“, sagte Hass. Doch an diesem Befehl war nichts zu ändern.

Mit den Sprengungen bei Piperi und Jiura hatte die Expedition ihren unvergeßlichen Höhepunkt, aber auch ihr Ende erreicht.

„Mannschaft auf die Stationen! Maschine langsame Fahrt voraus“, befahl ich. „Kurs 260 Grad.“

„Kurs 260 Grad“, wiederholte Ante und fletschte grinsend die Zähne. Er hatte wieder mal recht behalten.

Langsam nahm die „Ostmark“ Fahrt auf und drehte ihren Bug in Richtung Piräus. Fast schien es, als ob auch das Schiff dieses Manöver nur widerwillig vollführte. Das Heck-

wasser schäumte. Eine leichte Brise bauschte die Segel. Wie zum Spott zeigten die Inseln noch einmal ihr schönstes Gesicht. Der klare griechische Himmel zauberte ein smaragdgrünes Meer, auf dem die bräunlich-grauen Inseln wie die Rücken riesiger Fische lagen. Der Wind trug einen würzigen Hauch vom Land her zu uns. Ich glaube, ich war nicht der einzige an Bord, der in diesem Augenblick ein paar Verwünschungen gegen die Allmacht militärischer Befehle murmelte. Als ich in die Kajüte ging, verschwand die Insel Melissa am Horizont, von dem weißen Streifen des Kielwassers mit uns wie mit einer dünnen Schnur verbunden. Das Schiff machte rasche Fahrt auf den Kanal von Trikeri zu. Noch einmal segelten wir an den Inseln Chilodromia, Skopelos und Skiathos vorbei. Fast zu schnell für uns passierten wir schließlich die geheimnisvolle Trikerisperre. Damit waren wir aus dem Bereich der nördlichen Sporaden. Es war merkwürdig, nach den friedlichen Arbeiten in der Inselwelt wieder in ein ausgesprochen kriegsmäßig anmutendes Gebiet zu kommen. Hier an der Trikeri-Straße waren eine Menge Fahrzeuge unterwegs, deren drohende Kanonenrohre uns erst wieder erinnerten, daß wir ein paar Wochen „Urlaub vom Krieg“ gehabt hatten. Hass kleidete meine Gedanken in Worte, als er auf einen schwerbewaffneten Minenleger zeigte und sagte: „Merkwürdig, das hatte ich schon vergessen.“ Er schlenkerte mit einer ruckartigen Bewegung die Seife vom Rasierpinsel. Sein prächtiger For-

scherbart sollte fallen. Die Zivilisation verlangte ihre Rechte. Als wir Chalkis passierten und wieder einige Zeit vor der Klappbrücke liegen mußten, bis der Strom wechselte, kam Ante zu mir.

„Kapitän“, sagte er. „Ich zwei Stunden Zeit. Ich jetzt gehen mit Italiener reden, die armes Hündchen gebraten haben.“ Ach herrje, dachte ich. Hoffentlich geschieht ein Wunder, und der Strom wechselt sofort. Dieser Ante bekommt es wirklich fertig, jetzt an Land zu rennen und die Italiener zu suchen.

Ich stellte mich schwerhörig. „Wie, was ist los?“ fragte ich, „Italiener suchen? Ich habe gehört, daß die jetzt im Norden arbeiten. Sofort übernimmst du das Steuer und rührst keinen Fuß vom Schiff.“

Ante trollte sich nur widerwillig. Dr. Böhler, der die Szene mit angehört hatte, lachte. „Wäre das erstmal gewesen, daß ein Schiff wegen eines gebratenen Hundes ohne Steueremann zurückkommt“, sagte er. Trotzdem mußte auch ich mit Rührung an den kleinen Sockenfresser denken.

Schließlich wurde das Signal „Einfahrt frei“ aufgezo-gen. Unser Diesel fing zu schnaufen an, und wir tuckerten durch die Meerenge, bis wir wieder Wind in die Segel bekamen. Noch einmal umrundeten wir Kap Sunion mit seinem unvergeßlichen Tempel, und wenig später machte die „Ostmark“ an ihrem alten Liegeplatz im Hafen von Piräus fest. Unsere Reise war beendet. Wir waren wieder zu Hause.

Ich bewaffnete mich mit den nötigen Papieren und stapfte in das Büro des Hafenkommandanten, um das Schiff formell zurückzumelden. Als ich zurückkam, winkte Ante schon von weitem heftig mit den Armen.

„Was ist los?“ rief ich.

„Admiral Lange hat sich zum Besuch an Bord angesagt“, meldete Ante.

Wie ein Schreck durchfuhr es mich: auf dem Küchenzettel stand heute Linsensuppe.

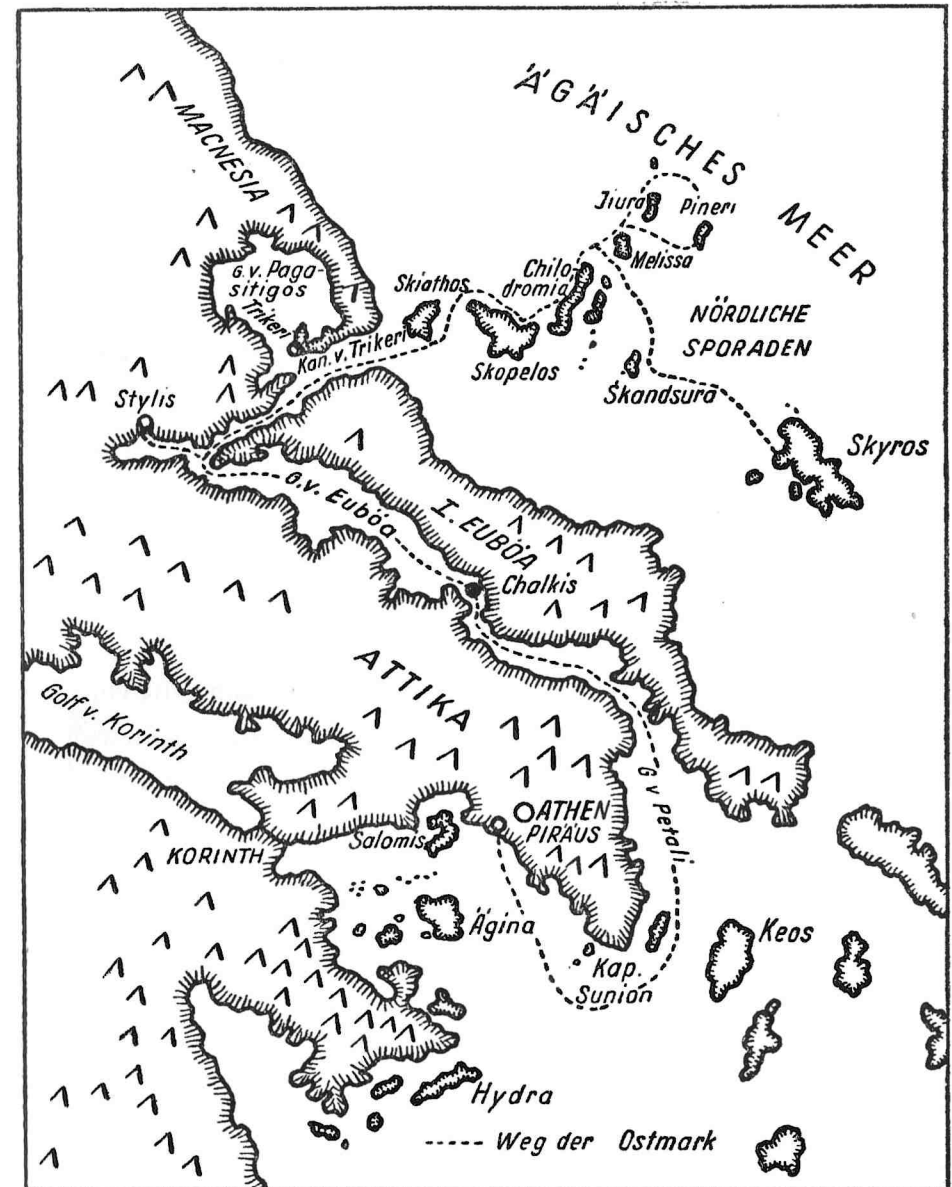
„Stellen Sie sich vor“, sagte ich zu Hans Hass. „Jetzt kommt der Admiral an Bord, und wir haben nichts anderes aufzubacken als ausgerechnet Linsensuppe.“

Hass machte das ernsteste Gesicht von der Welt.

„Nanu?“ fragte er scheinheilig. „Essen Admirale keine Linsensuppe?“

Ein treffender Einwand. Warum *nicht* Linsensuppe?

„Admiral sechs Strich Backbord voraus“, meldete der Ausguck auch schon. Admiral Lange kam an Bord, drückte seine Freude darüber aus, daß alles geklappt habe, schüttelte Hass die Hand und freute sich, daß er mit der „Ostmark“ zufrieden gewesen sei. Ich schwitzte derweil Blut und Wasser. Im Hintergrund sah ich nämlich, wie der Smutje grinsend den Kopf zur Kombüse tür rausstreckte und eine Kelle dampfende Linsensuppe balancierte. Na, den Burschen würde ich mir nachher vorknöpfen. Inzwischen mußte ich jedoch vor lauter Admiralen und Kapi-



M: 1: 2000 000

tänen die Hände so oft an die Hosennaht legen, daß mir die Linsensuppe erst wieder einfiel, als wir uns in der Messe zum Essen niedersetzten. Doch wußte Hans Hass dem Admiral so fesselnd von der Forschungsfahrt zu erzählen, daß ich fast die Vermutung hatte, Admiral Lange merkte gar nicht, daß er überhaupt Linsen aß.

Endlich war die Besichtigung vorbei. Heimlich betastete ich meinen Kragen, ob er schon völlig durchweicht sei. So ein Dusel! Nichts gemerkt hatte der Admiral.

Auf dem Pier verabschiedete er sich leutselig. „Haben Ihre Sache sehr gut gemacht, Thie“, sagte er. Dann fixierte er mich: „Und die schönste Linsensuppe der Welt gibt es auf der ‚Ostmark‘“, setzte er mit undurchdringlicher Miene hinzu.

Ich versuchte sehr militärisch auszusehen und stammelte ein sehr heiseres „Jawohl, Herr Admiral“. Mit einem Seitenblick auf Hans Hass sah ich, wie dieser sein unschuldiges entwaffnendes Jungenslächeln lächelte.

Auf der „Ostmark“ war nicht zu übersehen, daß die Forscher und wir uns trennen mußten. Das Material wurde ausgeladen. Die Marineleitung hatte Hass einen Seelenverkäufer von Motorschiff zur Verfügung gestellt, der die Forscher zu ihrer weiteren Arbeit nach Kreta bringen sollte. Ein Händedruck, ein gegenseitiges „Viel Glück!“, und fort

waren sie. Die „Ostmark“ war wieder ein ganz normales Kriegsschiff, das seinem weiteren Einsatz entgegensah. Zurück blieb in meinen Händen Hass' Buch „Fotojagd auf dem Meeresgrund“.

Auch ich mußte mein treues Schiff verlassen. Wenige Tage später bekam ich ein neues Kommando. Die stolze „Ostmark“ aber lief aus zu neuem Einsatz. Bald darauf, schon auf dieser nächsten Reise, ging sie verloren. Flieger und U-Boote haben sie bei Hydra versenkt.